Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 2 (1859)

Artikel: Selbstbiographie Ludwig Meyers von Knonau : Jahre 1789-1797
Autor: Meyer von Knonau, Ludwig
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-984904

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Selbstbiographie

Ludwig Meyers von Knonau.

Jahre 1789—1797.

Reise nach Halle und Universitätszeit.

Es war am 5. April 1789, als ich mit meinem Freunde Wyß nach der Universität Halle verreiste. Ueber den Aufenthalt im Auslande nur Einzelnes, wovon gerade die ersten Bemerkungen zeigen werden, wie sehr die in jener Zeit noch stark in sich abgeschlossene Heimat mit demjenigen contrastirte, was der Schweizer im Auslande zu sehen und zu hören bekam. *)

Als wir jenseits des Bötzberges bei Hornussen das österreichische Gebiet betraten, zu welchem damals das Frickthal gehörte, befiel uns eine Art von Schauer bei dem Anblicke der Nummern an den Häusern, die uns ein Symbol der unentweglich über die Besitzung des Privatmannes sich ausdehnenden Hand des Herrschers schienen. Einen ähnlichen Eindruck machten in Rheinfelden die österreichischen Soldaten einiger Compagnien des Regimentes Bender, welche daselbst die Besatzung bildeten. Zu Basel athme-

*) Wir wiederholen hier die Bemerkung, daß der Verfasser dieser Selbstschau sie am Schlusse seines Lebens niederschrieb, wobei er, von einem außerordentlich glücklichen Gedächtniß unterstützt, sich auf Personen und Orte, wie auf das Erlebte überhaupt, nach dreißig, vierzig und mehr Jahren noch so treu zu erinnern wußte, als wenn dies alles erst gestern an ihm vorbeigegangen wäre. Der Herausgeber.

ten wir zwar wieder etwas freier; dennoch fühlten wir uns auf dieser zwischen Deutschland und Frankreich liegenden Landzunge bereits von ausländischer Herrschaft umgeben. Von hier gingen wir in den Bereich des schon erschütterten französischen Thrones hinüber. Zu Straßburg war die Stimmung nur theilweise den neuen Ideen günstig, die über Frankreich sich zu verbreiten anfingen, und die Anhänger der Revolution waren bei den kürzlich stattgehabten Wahlen durchgefallen. Vergleichungen der geringen Bevölkerung der Gegend unterhalb Straßburg mit dem weit volkreichern Vaterlande beschäftigten uns auf der Durchreise. Vor allem aus fiel der Mangel gebahnter Straßen in Ländern, in denen der Straßenbau so leicht ist, auf; zunächst im Darmstädtischen, dem jetzigen Großherzogthum Hessen, wo die Geleise an verschiedenen Stellen sich mehr als zweihundert Fuß in die Breite ausdehnten, und der Fuhrmann, wenn er die bisherige Bahn allzu ausgefahren oder grundlos fand, eine neue versuchte.

Verderblich hätte uns der Uebergang über einen Berg hinter Gelnhausen werden können, weil gerade da, wo der Abhang steil in die Tiefe herabfiel, ein Stoß der holperigen Straße den Schlußnagel unseres Reisewagens aushob. Nur die schnelle Wahrnehmung und das ebenso schnelle Herausspringen konnten das Zurückgehen der zwei hintern Räder und unser Herabstürzen in die Tiefe verhüten. Ganz klar wurde uns auf dieser und noch auf späteren Reisen durch Deutschland der Inhalt der alten Kirchengebete, in denen man ausdrücklich die Reisenden

der göttlichen Obhut empfahl; denn es war nichts Seltenes, Post- und andere Wagen anzutreffen, in denen die Reisenden die Köpfe in Binden, die Arme in Schlingen trugen, weil sie umgeworfen und beschädigt worden waren. Prellereien kamen hinzu. In der Gegend von Vacha an der Werra kündigte uns der Postillon an, hier könne die gewöhnliche Straße nicht befahren werden, man müsse quer feldein seine Richtung nehmen. Schon nach wenigen Minuten war auch diese Fahrt so mißlich, daß wir beide aussteigen und die Kalesche halten mußten, wenn sie nicht jeden Augenblick umschlagen sollte. Plötzlich sprang ein wahrscheinlich mit dem Postillon einverstandener Bauer hinter einer Hecke hervor, schrie über Beschädigungen, sprach von Pfändung unseres Wagens, und weil wir die Zeit nicht verlieren wollten, kauften wir uns lieber durch eine kleine Ranzion los.

Zu Weimar machten wir einen Besuch bei Wieland, der einige und dreißig Jahre früher als Privatlehrer und Hausfreund geraume Zeit in Zürich zugebracht hatte. Er befand sich damals auf der Höhe seines schriftstellerischen Ruhmes, den er später, noch bei seinem Leben, angetastet sehen mußte. Weniger hoch stand zu jener Zeit Göthe, und Schiller's Ruf war erst im Entstehen. Obgleich ein mächtiger literarischer Heros, empfing Wieland die jungen Ankömmlinge ohne irgend eine gelehrte Anmaßung. Ob er von den Schwächen der Berühmtheit so frei gewesen sei, um vorauszusehen, daß die Verehrung, welche die Zeitgenossen ihren Idolen schenken, und sie da-

durch auf einige Jahrzehende mehr oder weniger denjenigen zugesellen, deren Ruhm durch Jahrtausende nicht geschwächt wird, auch für ihn schwinden werde, kann ich nicht wissen; aber behaupten darf ich, daß er weniger Ansprüche machte als mancher gewöhnliche Gelehrte oder Schriftsteller, und eben so anspruchlos sah ich ihn in der Mitte der Neunzigerjahre während seines Aufenthaltes in Zürich. Jetzt, da der Sturm, der sich gegen ihn erhob, vorüber ist, bezweifelt man nicht mehr, daß Wieland bei unbefangener Prüfung zu den vorzüglichern Denkern, Dichtern und Prosaikern Deutschlands gezählt werden dürfe. Wenn Wieland's Schriften auch Gebrechen des Zeitalters, des damaligen französischen Geschmackes und seiner italienischen Vorbilder an sich tragen, sind diese Gebrechen jedenfalls nicht gefährlicher als die des weit höher gestellten Göthe. Mißleitungen der Einbildungskraft sind vorübergehend; die Untergrabung von Grundsätzen ist eingreifender und von bleibenderen Folgen. Ferne sei von mir die Anmaßung, über Göthe ein entscheidendes Urtheil oder eine Verurtheilung aussprechen zu wollen. Sobald die Abgötterei*), deren sich die Zeitgenossen gegen ausgezeichnete Männer gern schuldig machen, gebrochen ist, werden auch ihre Fehler weniger gefährlich und der Vorwurf der Befangenheit trifft mehr die unbedingten Bewunderer, als diejenigen, welche nicht alles gutgeheißen haben.

*) Was geschah gegen Voltaire, Rousseau, Byron und sogar gegen Walter Scott!

Am siebzehnten Tage der Reise blickten uns endlich die von Grünspan gefärbten Thurmdächer der Stadt Halle entgegen. Stärker schlugen unsere Herzen, zum Theil wohl weil junge Leute glauben, man achte auf sie und wende ihnen seine Aufmerksamkeit zu. Scharf wurde man an dieser preußischen Grenze, doch nur wegen der Accise, nicht aus politischen Gründen in Untersuchung gezogen. Jene Zeit war zwangloser als die gegenwärtige. Von Zürich bis Halle und später von dort bis Berlin und bis an die holländische Grenze wurde uns nur einmal der Reisepaß abgefordert.

Wir waren an Professor Eberhard, den Apologeten des Sokrates, empfohlen und wurden mit einem Grafen Schwerin und dem Sohne des Justizministers von Carmer Genossen seines Mittagstisches. Statt mein Universitätsjahr als das letzte der Freiheit und eines zwanglosen Lebens zu betrachten, sah ich es als das letzte an, welches ich ungetheilt den Studien widmen könne und mein Wyß stimmte mit mir zusammen. Wir lebten in Halle zwar nicht wie Anachoreten, doch ziemlich abgeschlossen, besuchten selten Gesellschaften und beschränkten unsern Umgang auf wenige Studenten. Meine Liebe zum classischen Studium führte mich zunächst zu Friedrich August Wolf, der sich dreißig Jahre später, als er durch Zürich reiste, meiner noch freundlich erinnerte. Einfach, sehr arbeitsam, sittlich, unterschied sich die Lebensweise des Hallenser Professors, der damals sehr hager war, wesentlich von derjenigen, die er später in Berlin führte. Etwas studentisch

war sein Benehmen und man sah ihn oft in die Kuchenbäckerbuden gehen, um seine Eßlust mit Pflaumenkuchen u. dgl. zu stillen. Im Rechtsfache stand der alte Nettelblatt an der Spitze, und außer ihm hörte ich eine Vorlesung bei König, einem gutmüthigen Manne, der sich jedes Zuhörers erfreute, aber nicht viel leistete. Eberhard's Hauptcollegien mußte ich nothwendig besuchen und glaube es bei seiner Geschichte der Philosophie und bei der Aesthetik nicht ohne Nutzen gethan zu haben. Sprengel, der Geschichte und Statistik lehrte, war seines verworrenen Vortrages wegen nur für den belehrend, der ein ordentliches Maß von Kenntnissen in seine Stunden brachte. Aehnlich verhielt es sich mit dem sehr gelehrten Mathematiker Klügel. Green zeigte sich auch im Hörsaale als tüchtiger Naturkundiger.

Eberhard's Mittagstisch war unterhaltend und der gute Ton, den man etwas theuer bezahlen mußte, mochte eine nicht überflüssige Gegenwirkung gegen den Einfluß des Studentenlebens sein. Zuerst war uns der Aufenthalt in der ziemlich großen, aber ärmlichen und einförmigen Stadt unbehaglich. Vor Allem aus ärgerte uns das schlechte Trinkwasser; allein wir sahen in der Folge, daß dasselbe in allen flächeren Ländern, wenn schon frei von salzichten Theilen, doch schwer ist. Die traurige Pulverweide, ohne Anlagen und ansprechende Umgebungen, von zwei schleichenden trüben Gewässern gerade so eingeschlossen, wie es der herrliche Schützenplatz in Zürich von zwei vorübereilenden, der blauen Limmat und dem ver-

änderlichen Waldstrome Sihl ist, lehrte uns den Werth des schönen Vaterlandes besser schätzen. Allmälig sprachen uns Halle und seine Umgegend mehr an. Noch im Alter denke ich gerne an unsere rothbemalte Wohnung in der kleinen Steinstraße, an die zerfallene Morizburg, die merkwürdigen Gibichensteinerfelsen *), den öftern Abendspaziergang nach der Haide und selbst an die eben nicht romantische Rabeninsel. Noch klingen mir in die Ohren die Formel und das Horn des Nachtwächters und der heisere Ton der alten Unteroffiziere, die Nachts um 10 und Morgens um 3 Uhr, gleichviel ob Donner, Platzregen oder Wintersturm die Luft bewegten, den uns gegenüber wohnenden Soldaten, der vier andere in seiner Wohnung hatte, bei seinem Namen „Seger" aufriefen, der dann, für seine Hausbursche gewährleistend, aus dem Bette mit „Hier" antwortete. Nicht unerwähnt bleiben darf der ungefähr 2 Stunden entfernte Petersberg, auf welchem man einer weiten Aussicht genießt, obgleich er in der Schweiz nur auf den Namen eines mäßigen Hügels Anspruch machen dürfte. Ein Spaziergang dahin, den wir während eines schönen Sommermorgens machten und von dem wir um 12 Uhr wieder zu Hause waren, galt bei unsern Bekannten für eine Anstrengung. Zwei Ausflüge nach Leipzig und eine Reise nach Dresden und dem Königstein waren die Erholungen des Studienjahres.

*) Seit der Landgraf Ludwig von Thüringen sich den Beinamen des Springers erwarb, muß die Saale sich bedeutend vom Fels entfernt haben, wofern dieser Fürst wirklich in ihre Fluthen sprang.

Berlin und Sanssouci, der Harz, Holland und Belgien.

Unsere Eltern hatten Wyß und mir volle Freiheit gelassen, uns während des nächsten Sommers in der Welt umzusehen. Wir wünschten von dem Merkwürdigsten, was Europa in Absicht auf Natur und Menschen darbietet, wenigstens einige Haupteindrücke aufzunehmen, uns in etlichen Sprachen zu üben und das Leben und Treiben der mit unserm Vaterland am meisten in Verkehr stehenden Völker so weit zu beobachten, als ein halbes Jahr dieß gestatten konnte. Von Halle durfte bei einem solchen Plane unser Weg nicht anderswohin gehen als nach Berlin, auf welches, als auf einen Lichtpunkt, seit einem Menschenalter die Blicke Europa's gerichtet waren.

Hatten wir auch noch so viel von des Heiligen Römischen Reiches Streusandbüchse erzählen gehört, so war dennoch auf der Reise durch die Mark der Anblick stundenweit ausgedehnter Sandwüsten, aus denen sich einzelne Tännchen kränkelnd erhoben, für uns überraschend. Noch war keine Chaussee vorhanden und der Postillon pries sich glücklich, als es heftig geregnet hatte, weil jetzt der Sand stehe, wie er sich ausdrückte. Die Wüste reichte, weil wir, um Potsdam nicht zwei Mal zu sehen, den Weg von Belitz über Sarmund nahmen, bis nahe an Berlin und hätten wir nicht bereits die Thürme der Hauptstadt erblickt, wir würden uns noch stundenweit davon entfernt geglaubt haben.*)

*) Auch in der Schweiz gibt es Gegenden, wo die Pflugschar den Sand und noch mehrere, wo sie den Fels erreichen kann, aber durch die

Schon damals zogen neben der Regelmäßigkeit der meisten Straßen Berlins seine schönen Gebäude die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich und namentlich überraschten uns die Linden und die fast eine Stunde lange Friedrichsstraße. — Wir sahen viele vorzügliche Männer jenes Zeitalters. Von Nicolai empfingen wir Gefälligkeiten und gesellschaftliche Annehmlichkeiten; auch sprachen wir Bistern, Tellern, Formey, den Director Merian u. A. m. Mit Autoreifersucht gegen die arme Karschin behaftet zeigte sich der Dichter Ramler. Chodowiecki trafen wir mitten unter seinen Gehülfen in einem großen Zimmer, das einer Werkstätte glich, wegen eines Gichtanfalles im Bette, halb angezogen sitzend und arbeitend, doch munter. Bei einem Abendessen kamen wir auch mit dem Minister Herzberg zusammen, dessen Aeußeres indeß nichts Merkwürdiges oder Anziehendes hatte. In den meisten Zirkeln wurde vom Hofe und von der Weise gesprochen, in welcher damals die Geschäfte geführt wurden.

Hoch stand noch zur Zeit unsers Aufenthalts in den preußischen Staaten das Ansehen des schon vor drei Jahren verstorbenen Königs Friedrich II. Durch seinen Tod und durch das was nach demselben erfolgte, waren die einzelnen Spuren von Unzufriedenheit verschwunden, die

---

Aufmerksamkeit, die man seit Jahrhunderten auf die Gewinnung des trocknen und flüssigen Düngers gewendet, hat eine fruchtbare Erdkrumme die Wüste verschwinden gemacht, und die dadurch vergrößerte Bevölkerung und Viehzucht vermehrt hinwiederum die Düngungsmittel. Läge Berlin in der Schweiz, so würden wenigstens die nächsten Umgebungen grün sein.

sich bei seinem Leben kund gegeben hatten. Jedem schwebte es vor den Augen, wie er ungebeugt aus dem siebenjährigen Krieg hervorgegangen war, wo er lange aussichtslos*), mehrere Male beinahe ohne Land, auf die mit Kriegsgefangenen überfüllte Festung Magdeburg und auf ein Heer beschränkt gewesen war, das zur Hälfte aus fremden oder gezwungenen Soldaten bestand. Man erkannte, wie wohlthätig er seit dem Frieden für sein Reich gewirkt; und noch kurz vor seinem Tode hatte er durch den deutschen Fürstenbund den Ruf seiner Staatsklugheit vermehrt. Der Spielraum, der von ihm der Presse und dem Wort, insbesondere dem letztern, gestattet worden war, hatte zwar die Folge gehabt, daß er in seinen eigenen Staaten nicht geschont wurde; aber seine Preußen sahen ihr Politisiren für mehr nicht als für Kannengießern an. Man hatte den Druck, den die Staatseinrichtungen hervorbrachten, als ein unvermeidliches Uebel betrachtet und ruhig auf das Walten der höhern Einsicht des Herrschers in Sanssouci vertraut, der von 4 Uhr Morgens an seinem königlichen Berufe lebte, seine Erholung in den Wissenschaften fand und für sich keine Verschwendung kannte. Bei dem Bürger, dem Bauer und dem Soldaten herrschte über ihn beinahe nur Eine Stimme, die sich gern in der Formel aussprach: „Wir

*) Dieser Charakter lag nicht in Napoleon, der zweimal den einbrechenden Schicksalsschlägen sogleich wich, obgleich sein Rücken weit freier und seine Hülfsmittel stärker waren, als diejenigen Friedrichs während dessen großem Mißgeschicke.

hatten eine kleine Laterne und ein großes Licht drinnen, jetzt haben wir eine große Laterne und ein kleines Licht." Kritik und einzelnen Tadel hörte man beinahe nur aus dem Munde der Vornehmen.

Ungeachtet dieser Geist, der die preußische Monarchie belebt hatte, gewichen war, und Dunkelmänner wie Wöllner, Glücksritter und Maitressen auf die Staatsmaschine schon vielfach verderblich wirkten, befolgte dieselbe doch in Manchem noch den früher erhaltenen bessern Antrieb. Die vielen aus des alten Königs Regierungszeit vorhandenen Staatsbeamten handelten in seinem Geiste, mit aufrichtigem Willen für das Wohl des Staates fort, und es gelang ihnen oft, durch seinen Schatten die unreinen Geister der Gegenwart zurückzuscheuchen. Die Entsetzung und Verhaftung des Doctor Bahrdt in Halle gab ein beunruhigendes Merkmal der gegenwärtigen Verwaltung, und wenn auch die Fehler und Schwächen dieses Mannes zu seinem Loos beigetragen und einige Entschuldigungen in die Maßregel gelegt hatten, ahnten doch die Weitersehenden schon manches Nachtheilige. Die höhern Landesangelegenheiten waren so ziemlich noch im alten Gange, aber im Cabinet und vornehmlich in Geldsachen zeigte sich ein abgesondertes Treiben. Aus der Feder gemeiner und unwissender Leute, des Kammerdieners Ritz u. dgl. sollen viele Cabinetsordren hervorgegangen sein, für Beförderungen, Beschenkungen, Pensionen u. s. f.; wobei mit solcher Unwissenheit verfahren wurde, daß die Aufträge nicht selten an ganz unrechte Behörden gingen.

Theils dadurch, theils durch die Biederkeit und Festigkeit mancher Beamten blieben viele Befehle dieser Art ohne Wirkung und wurden bei Seite gelegt; ein Beweis, daß der König Friedrich Wilhelm II. selbst oft getäuscht war und daß man es nicht leicht wagte, ihn über ganz verwerfliche Dinge zum zweiten Male zu mißbrauchen, nachdem der erschlichene Erlaß mißlungen war. Ein Abenteurer, der unser Landsmann war, den wir mehrere Male sahen und sprachen, lieferte ein Beispiel davon. Er versicherte uns, ihm sei die Untergouverneurstelle bei einem der jüngern Prinzen verheißen, allein er erhielt sie nie. Nicht weniger war es bekannt, daß Verschwendung an die Stelle der Sparsamkeit des großen Friedrichs getreten war. Die Bezahlung der Schulden, die Friedrich Wilhelm noch als Kronprinz gemacht hatte, brachten die erste Lücke in die Ersparnisse seines Vorgängers und diejenigen, welche als Mäkler gedient hatten, wurden mit Geld und mit Auszeichnungen belohnt. Ein solcher, der die Grille gefaßt hatte, für einen Gelehrten zu gelten, bekam die Kanzlerwürde bei der Universität Halle, doch nur ein Theil der Professoren machte sich zu Trabanten des neuen Gestirns, die andern blieben ihm ferne.

Pünktlich hielt Friedrich Wilhelm II. auf die Erfüllung der militärischen Pflichten, deren er sich auch selbst auferlegt hatte. Schön, nach der damaligen Weise vortrefflich geübt und disciplinirt war das Militär. Bei der bedeutenden Zahl ausländischer Soldaten waren der Zwang und die Beschränkung, um das durch die Nähe

der Grenzen erleichterte Ausreißen zu verhindern, ungemein groß. So kam es, daß z. B. in Halle die Thore immer von Unterofficieren bewacht waren und sehr viele Soldaten dieselben nie anders als zum Exercieren überschreiten durften. Um ihr Auskommen zu erleichtern, war ihnen neben der Zeit, die der Dienst forderte, auch anderer Erwerb vergönnt. Sie beschäftigten sich als Holzhacker, Waschhelfer, Kleiderauspocher, Stiefelwichser und trieben sogar Handwerke; sie konnten aber auch betteln und dieß erfuhr ich selbst zu Berlin am Thore nach dem Thiergarten von Seite einer Schildwache. In Halle hatten wir einer Heerschau, die der Herzog von Braunschweig hielt, beigewohnt; in Berlin sahen wir die Uebungen der Reiterei und in Potsdam ein Manöver, das der König selbst befehligte, wobei der Kronprinz, nachherige König Friedrich Wilhelm III., als Oberst, der Prinz Louis als Hauptmann Dienste thaten. Untadelhaft waren Haltung und Ordnung, und obgleich die Regimenter den steilen Hügel bei Potsdam schnell ersteigen und bei den Windmühlen sich brechen mußten, war die Linie sogleich wieder hergestellt. Uns Schweizern gefiel es sehr, daß, nachdem die Truppen entlassen waren, die Prinzen mit andern Officieren auf dem Schloßplatze umherspazierten, bei einem Höckerweibe Aepfel kauften und sie traulich verzehrten.

Nicht ohne ein Gefühl von tiefer Hochachtung stiegen wir die Anhöhe hinan, auf der das einfache Schloß Sanssouci steht, in welchem Friedrich so lange waltete. Die eisernen, aus der Erde hervorschauenden Feuerschlünde,

die als Abweiser dienten, paßten ganz zu den feierlichen Gefühlen, mit denen man sich dem Königssitz näherte. Mag der große Mann Fehler und irrige Ansichten gehabt haben, so ist er dafür zu beklagen; aber wo ist der Monarch, der treuer und gewissenhafter seine Regentenpflichten erfüllte, sein Land so wenig kostete und der sich so als Diener des Staates fühlte. Nicht zwar, daß er glaubte ein Diener der Märker, der Magdeburger, der Ostfriesen u. s. w. zu sein, wohl aber so, daß er die preußische Monarchie als ein großes Ganze betrachtete, dem er sich hinzugeben und alle seine Neigungen unterzuordnen verpflichtet sei. Hoch und über manche Republik erhaben steht unter einem solchen Manne die Monarchie in der Reihe der Erfindungen, die wir Staatsformen nennen, und durch welche die Menschen, überzeugt, daß sie unter sich weder gerecht, noch billig, noch friedlich bleiben können, ihren Hader und ihr Getreibe in einen geregelten Gang zu bringen hoffen; aber welche Garantie bleibt in ihr den Millionen, wenn zwei Augen sich schließen und an den Platz des Verblichenen ein roher, leidenschaftlicher Mensch ohne Pflichtgefühl tritt, der in seiner Stellung nur das Mittel erblickt, seine Neigungen auf Kosten Anderer zu erfüllen.

Größtentheils öde war auch das Land westlich von Berlin, und unterschied sich nur durch mehrere Wälder und die Seen, welche die Havel bildet, von dem früher durchreisten. Den von weiter Ferne schon sichtbaren Dom von Magdeburg durften wir nicht besteigen, weil man

damals den nahen Ausbruch eines Krieges mit Oesterreich erwartete. Sehr auffallend war es uns, daß in der Domkirche mit eben so viel Ernst, als wäre es in Spanien, die Küsterin uns einen derben Knotenstock als den Stab, mit welchem Moses in das rothe Meer geschlagen, einen der Palmzweige, die Christo seien gestreut worden, einen Pantoffel der Jungfrau Maria, die Schüssel, worin Pilatus sich die Hände gewaschen, und ein Stück von der Leiter vorwies, auf welcher der Hahn gestanden, der bei Petri Verläugnung krähte. Merkwürdiger, aber mit schauerlichen Erinnerungen verbunden waren Tilly's Helm, Handschuhe und Commandostab, die er nach der Eroberung der Stadt der Kirche soll geschenkt haben. Jenseits Magdeburg war das Land besser angebaut, als wir es seit langer Zeit gesehen hatten, und man befand sich auf einmal wieder auf einem fruchtbaren und wohlbevölkerten Boden, wo in den Dörfern große Bauern wohnten, die mehrere Gespanne Pferde hielten. Der Postillon zeigte uns auf einem großen Acker zwölf solcher Thiere, die nach seiner Erzählung Einem Besitzer angehörten. Uns Schweizer erfreute der Anblick des Harzgebirges sehr, aber bald erfuhren wir, daß wir mit unserm Wagen, ungeachtet seiner leichten Gestalt, nicht durch dasselbe würden reisen können und uns zu einem Umwege genöthigt sehen würden. Statt der weiten Sandwege, die wir zurückgelegt hatten, trafen wir hier an vielen Stellen ganz enge Sträßchen an, wo die Naben auf beiden Seiten anstießen. Zu Wernigerode und zu Goslar

flossen Bäche durch die Straße, und mitten in der letztern Stadt blieben wir vor einer Schmiede plötzlich stecken; doch schien dieß eine von der Polizei anerkannte Privatzollstätte zu sein, weil der Meister und seine Gesellen mit in Bereitschaft stehenden Hebebäumen unsern Wagen rüstig über die Steine des Anstoßes weghoben und dafür ihr Trinkgeld bezogen. Bis in die Nähe von Nordheim, wo wir plötzlich durch die schöne hannovranische Chaussee überrascht wurden, behielten die Straßen so ziemlich den Charakter der Harzgegend bei, deren viele abwechselnde und anziehende Partien uns ungemein ansprachen. Die Baumannshöhle durchwanderten wir bis zur siebenten Abtheilung, zwar ohne das Außerordentliche zu finden, was wir erwartet hatten, fanden uns aber doch für unsere Mühe belohnt. Von dem Blocksberge versicherten uns die gutmüthigen Leute in Ilsenburg, er sei der höchste Berg der Welt; denn dieß stehe geschrieben. Seine relative Höhe und die weit ausgebreitete Aussicht laden zur Vergleichung mit dem Rigi ein. Ist die des Brocken die ausgebreitetere, so fehlen ihr die herrlichen Schweizergebirge, die Seen und die blinkenden Flüsse, die durch die Städte Clausthal und Cellerfeld und die endlosen einförmigen Ebenen nicht vergütet werden. Auch vermißt man die wunderschönen Blicke, die vom Rigi in eine beinahe senkrechte Tiefe fallen, weil der Blocksberg in mäßigem Abhange zu der Fläche herabsteigt.

Da ich keine Reisebeschreibung zu geben gedenke, übergehe ich Göttingen und Cassel und vergegenwärtige mir

nur noch drei Erinnerungen aus Westphalen: die erste, daß uns im Paderbornschen die schönen wohlangebauten Gegenden überraschten, wo wir den Teutoburgerwald zu finden geglaubt hatten; die zweite, daß uns das häßliche Warburg und seine Umgebungen sehr merkwürdig waren, weil wir während unserer Kindheit von bekannten Officieren und Soldaten des ehemaligen, in französischem Dienste gestandenen zürcherischen Regimentes Lochmann, die im siebenjährigen Kriege dem dortigen Treffen beigewohnt hatten, vieles über dasselbe hatten erzählen hören; die dritte, daß wir im Münsterlande in einem mächtigen Eichenwalde, der an die Cheruskerzeit erinnerte, während unter den Bäumen eine große Herde prosaischer Schweine gemächlich weidete, am hellen Tage aus hohen dichtbelaubten Aesten herab den poetischen Gesang der Nachtigallen hörten.

Für den Freund des Sprachstudiums hat der Uebergang der Mundarten aus dem Deutschen in das Plattdeutsche und aus diesem ins Holländische viel Anziehendes. In den Harzgegenden und im Braunschweigischen sprachen Postillione und andere Leute aus dem Volke das Platte so, daß man ganze und halbe englische Phrasen darin zu entdecken glaubte, und im Clevischen geht die Mundart auf eine bemerkenswerthe Weise allmälig ins Holländische über. Während eines nicht viel mehr als vier Wochen dauernden Aufenthaltes im holländischen Sprachgebiete machte ich die Erfahrung derjenigen, die, ohne die Grammatik zu kennen, sich in eine Sprache

hineinwagen. Ohne andere Hülfsmittel, als mein Englisch und einige Kenntniß des Plattdeutschen, warf ich mich unmittelbar in die practische Uebung, achtete auf jedes gesprochene Wort, las täglich zuerst aufmerksam die französischen Zeitungen, dann die nämlichen Artikel in den holländischen, und suchte um jeden Preis, mit den Eingebornen ins Gespräch zu treten. Den meisten Anlaß dazu boten die Fahrten auf Schuyten und die Wirthstafeln, vornämlich die ersteren. Die Schiffsgesellschaft, die dem holländischen Ernst gemäß nur wenig sprach, zeigte dennoch eben so viel Gutmüthigkeit und ließ sich meistens nicht ungerne mit dem jungen fragenden Fremden ein; mochte ich die Sprache noch so sehr mißhandeln, so erhielt ich dennoch gefällige und willige Antwort, und wenn auch manches Lächeln erfolgte, traf ich doch nie auf Spott und ebenso wenig wurde die Unterredung abgebrochen, was viele bei den in dieser Beziehung weit schwierigern Engländern erfahren. Die Gespräche wurden von mir so viel wie möglich ausgesponnen, und ehe ich Hollands Boden verließ, verstand ich fast Alles, was ich hörte und las, und konnte mich erträglich verständlich machen. Einige Blicke, die ich später noch in die holländische Sprachlehre warf, brachten mich so weit, daß ich seither mich durch ein holländisches Buch durchzuarbeiten vermochte.

Holland, gerade in der schönsten Frühlings- und ersten Sommerszeit gesehen, bot ein liebliches Bild dar, das von dem meist günstigen Wetter noch verschönert wurde. Die nahe beisammenliegenden großen und reichen

Städte, deren man in dem ganz flachen Lande von jedem höhern Kirchthurme oder auch von dem Rathhausthurme zu Amsterdam mehrere deutlich erkennen kann, die zahlreichen großen und bevölkerten Dörfer, die Landhäuser, die in manchen Gegenden sich in langen Reihen berühren, die vielen Canäle und die bequeme Einrichtung der Wasserfahrten stellten ein zusammenhängendes städtisches oder doch halbstädtisches Beisammenleben dar, und blickte man an manchen Orten von einem Hochwege in die weiten Polder hinunter, wo im lieblichsten Grün schöne und kräftige Viehherden weiden gingen, so glaubte man sich plötzlich wieder in das einfachste Hirtenland versetzt. Höchst merkwürdig erschien auch der Contrast, den eine Wanderung aus einer ganz belebten Gegend, z. B. derjenigen in der Nähe des Haag, über die beinahe eine halbe Stunde breite Einöde der Dünen, wo man nur mühsam den tiefen und dennoch meistens unebenen Sand durchwanderte, nach dem öden Meeresstrande darbot, wo zwischen Sand und Wasser nur die zahlreichen Muscheln an das Dasein einer belebten Welt erinnerten, und wo es uns ganz klar ward, wie der große Beobachter Homer sagen konnte: An des unfruchtbaren Meeres Gestade. *)

Jetzt sollte die Reise nach Paris angetreten werden; aber die österreichischen Niederlande, das jetzige Belgien, waren nicht nur in vollem Aufstande gegen den Kaiser, sondern die österreichische Armee und die Niederländer

*) *παρὰ θῖν' ἁλὸς ἀτρυγέτοιο.* (Il. I, 316 und 327).

schlugen sich bereits im Luxemburgischen. Kein fremder Mensch reise gegenwärtig durch das bewegte Land, hieß es. Ein Ausländer laufe Gefahr, verdächtig und ein Opfer dieses Mißtrauens zu werden. Man sei nicht sicher, einem vorrückenden österreichischen Heerhaufen in die Hände zu fallen oder in eine Gegenrevolution zu gerathen. Die ältern und welterfahrnern Leute riethen daher, das gefährliche Land zu vermeiden und den Weg durch Deutschland zu wählen. Dieser Umweg gefiel uns aber nicht. Wir nahmen Pässe nach Brüssel, verließen am 10. Juni den Haag, schlugen den Weg über Rotterdam, die anmuthigen Inseln, den kleinen Meerbusen Möardijk und die Campinen ein, die, eben so sandig wie das Münsterland oder Brandenburg, nur durch ein bischen Gras und Binsen eine grüne Färbung erhalten, und brachten, weil der Abend angebrochen war, in einem ärmlichen Wirthshaus ungestört die Nacht zu. Durch das ganze Land konnten wir ruhig reisen, nur flüchtig wurden unsere Pässe eingesehen und keine verfänglichen Fragen uns vorgelegt. In Brüssel erzählte man uns, seit zwölf bis vierzehn Tagen habe man daselbst außer zwei Engländern keinen fremden Menschen gesehen. Wir trafen die Häupter der Bewegung, van der Noot und van Eupen, die ohne Begleitung in einem einfachen, von zwei Pferden gezogenen Wagen fuhren, auf einem Platze dieser Stadt an und wurden von ihnen, vermuthlich als seltene Erscheinung Fremder, durch Herablassen und Heraufziehen des Wagenfensters begrüßt. Aller Orten fanden wir die

Leute in den Waffen, die Bürgermiliz, vornämlich in den Städten, sich übend, wobei die vielen beleibten Bürger, aus deren jedem man zwei gewöhnliche Soldaten hätte bilden können, lustig auffielen. In den nördlichen Gegenden des Landes war der Enthusiasmus weit größer als in den mittäglichen. Wie man sich im Hennegau dem gerade damals in der höchsten politischen Begeisterung lebenden Frankreich näherte, schien die Theilnahme des Volkes an der belgischen Sache geringer zu werden. Voilà de l'argent des patriotes sagte ein Postmeister, indem er einem vorübergehenden Bekannten eine Scheidemünze vorwies, die wir zu Brüssel empfangen und an ihn ausbezahlt hatten. Der Zweck, die Provinzialverhältnisse beizubehalten, war auch durch die Cocarden genau bezeichnet; denn wie wir die oranienfarbige, die wir in Holland hatten tragen müssen, an der brabantischen Grenze ablegen und die dieser Provinz aufstecken mußten, so wurde uns beim Eintritt ins Hennegau ein neuer Wechsel zur Pflicht gemacht. In beiden Provinzen waren zwar die Farben die nämlichen: Roth, Schwarz und Gelb, aber ungleich neben einander angebracht.

Paris und das Föderationsfest.

Höchst merkwürdig war in jener Zeit der Eintritt und der Aufenthalt in Frankreich. Noch stand die Staatsumwälzung in dem Verhältnisse einer jugendlichen Entwickelung. Die große Mehrheit des Volkes, die Uneigen-

nützigen aus den privilegirten Ständen, der Bürger und der Bauer waren derselben zugethan und zum Theil mit Enthusiasmus erfüllt. Sie sahen die roheren Erscheinungen und Gewaltthätigkeiten, die im Jahre 1789 hin und wieder stattgefunden hatten als unvermeidliche Folgen eines Ueberganges an und erwarteten nichts als Gutes. Ganz anders verhielt es sich mit dem Hofe, dem größten Theile derjenigen, die zu demselben gehörten, den meisten Adelichen, der höhern und einem Theil der niedern Geistlichkeit und vielen Bevorrechteten. Auch noch Andere waren dem Umschwunge abgeneigt. Ein schreckliches Beispiel dieser Art nahmen wir auf unserer Durchreise zu Senlis wahr, in welcher alten Provinzialstadt, deren Straßen meistens enge und unansehnlich sind, ein ganzes Quartier von mehreren Gassen in Schutt und Trümmern lag. Die große Mehrheit der Bürger hatte nämlich eine Festlichkeit veranstaltet gehabt, um das Jahresgedächtniß der neuen Ordnung der Dinge feierlich zu begehen. Nur eine kleine Anzahl der Einwohner zeigte sich der Sache abgeneigt, und man hatte einen Goldschmid mehrere Male sagen gehört, das Fest werde kein gutes Ende nehmen. Man kannte seinen Haß gegen die Staatsveränderung, aber man hielt seine Worte für den bloßen Ausdruck übler Laune, und legte keinen Werth auf dieselben. Der Festtag erschien. Der Zug setzte sich in Bewegung und ging auch durch die Straße, wo le monstre (so nannte ihn zur Zeit unserer Durchreise die ganze Bevölkerung) wohnte, als plötzlich ein gewaltiger Knall, von furchtbaren Zerstö-

rungen begleitet, ertönte. Der mit Rache erfüllte Mann hatte eine große Menge Pulver in seinem Hause gesammelt. Wie er dies habe thun können und warum die Polizei nichts davon bemerkt hatte, konnten wir während unsers kurzen Aufenthaltes nicht erfahren. Sein Haus flog in die Luft, ganze Reihen benachbarter und rückwärts liegender Gebäude stürzten zusammen und bis auf eine bedeutende Entfernung warfen die Mauern Spalten, wurden die Dächer beschädigt und die Fenster zerbrochen. In den eingestürzten Häusern kamen nur einzelne Altersschwache, kleine Kinder und Kranke um, viele Personen dagegen auf der Straße und eine große Anzahl war daselbst verwundet worden.

In Paris war für den Fremden, der die Hauptstadt früher nicht gekannt hatte, nichts Auffallendes vorhanden. Die Bildsäule Heinrich IV. am Pont neuf sah man immer mit Blumenkränzen geschmückt. Ludwig XVI., der zwar nur selten öffentlich erschien, wurde von den Einwohnern mit Achtung begrüßt; allein die zwanzig oder dreißig Personen, welche ihm hie und da ein „Vive le Roi“ zuriefen, thaten dies so kalt und entfernten sich so schnell, daß man offenbar erkannte, sie seien für ihr Rufen bezahlt. Eine besondere Merkwürdigkeit bot die Assemblée nationale dar, in welcher sich ausgezeichnete Redner hören ließen, wie Mirabeau, Rabaut de Saint-Etienne und noch Andere mehr; doch wurden in den Sitzungen, denen ich beiwohnen konnte, keine wichtigen Gegenstände verhandelt.

Weit voraus das Denkwürdigste, was sich während

unseres Aufenthaltes zutrug, war das große Bundesfest vom 14. Juli 1790. Das Champ de Mars war zu dieser Feier bestimmt. Der weite, ebene, mittlere Raum blieb frei und auf den Seiten wurde das Erdreich amphitheatralisch aufgetragen, um auf demselben einfache Bänke anzubringen, von denen die Zuschauer die Festlichkeit anschauen könnten. Eine Menge von Arbeitern war dazu bestellt, doch schon mehrere Tage vor der Feier verbreitete sich das Gerücht, man werde mit dem Werke nicht zu Ende kommen, und man wolle es auch nicht. Nun fanden sich jeden Nachmittag und Abend viele tausend Menschen aus der Einwohnerschaft der Stadt und den zahlreich zuströmenden Franzosen aus den Provinzen, auch Ausländer ein, die Hand anlegten und arbeiten halfen, um Erde wegzuhacken, oder um dieselbe auf Schubkarren nach den angewiesenen Stellen hinzuführen. Jeder Ankömmling wurde mit den erforderlichen Werkzeugen versehen. Im Ganzen genommen war dabei viel vorübergehende Mode und Spielerei. Man sah Frauenzimmer, im Schubkarren gehend, und hinter ihnen schritt ein eleganter Herr, welcher denselben schob. Viele waren schon in einer Viertelstunde der Anstrengung müde, viele Andere arbeiteten ausdauernd, stundenlang und zu wiederholten Malen. Das damals allgemein im Schwange gehende Volkslied „ah ça ira“ u. s. f. diente dabei zur Ermunterung. So kam das Werk noch bis zum 13. zu Stande.

Ehe dasselbe vollendet war, kündigte ein neues Gespenst sich an. Die Aristokraten, hieß es, werden das

Marsfeld während der Feierlichkeit in die Luft sprengen. Wie dies möglich wäre und wie die Mine angebracht werden könnte, darüber zerbrachen sich die Wenigsten die Köpfe. Sehr viele legten der Sage Glauben bei; die Leichtsinnigen und die Skeptiker hingegen blieben guten Muthes. Inzwischen strömten Zuschauer aus ganz Frankreich und aus dem Auslande, vornämlich aus England, schaarenweise herbei. An dem Festtage war es wegen der Menschenmenge, welche die Straßen bedeckte, Jedermann, mit Ausnahme der Königlichen Familie, verboten, Pferde oder Wagen zu gebrauchen. Leute, die sonst immer fuhren, gingen zu Fuß. Einige bedienten sich der Sänften oder einer Art von in der Eile zugerichteten Schubkarren mit einem Sitze. Mit dem Anbruche des 14. setzte sich Jedermann in Bewegung und es mochte lange her sein, seit die Bevölkerung von Paris den Betten so frühe entstiegen war. Am Champ de Mars, wo damals noch keine Brücke stand, war eine Schiffbrücke für diesen Anlaß über die Seine geschlagen worden. Mit einem halben Dutzend meiner Bekannten hatte ich, um den Zug vorüber gehen zu sehen, am Abend vorher, nicht weit von dem Eingang in die Brücke, auf dem Dache eines nur einen Stock hohen Gebäudes, jeder um den Preis von sechs Franken, einen Platz gemiethet, der keine andere Bequemlichkeit bot, als auf den Dachlatten zu sitzen, über welchen die Ziegel ausgehoben waren. Vor 5 Uhr Morgens hatten wir unsere Plätze schon eingenommen. Alles wogte die Straßen auf und nieder.

Die Polizei und zwölftausend Nationalgardisten hatten die Aufgabe zu lösen, die Ordnung unter dem bereits sich frei fühlenden Volke zu handhaben. Während unseres ganzen Aufenthaltes in Paris war zwar von keiner Störung der Ruhe, nicht einmal von einem polizeiwidrigen Vorfalle etwas zu vernehmen, und an dem großen Tage, wo die ganze Bevölkerung sich im Freien bewegte, war die Polizei artig und die Pariser gerade deswegen es nicht minder; auch hörte man nicht, daß irgend ein Unfall die Festlichkeit getrübt habe. Das Heer der aus allen Gegenden des Königreiches in der Hauptstadt zusammengetroffenen Abgeordneten, deren Zahl man auf mehr als fünfzigtausend schätzte, hatte sich vor der Porte St. Martin versammelt und nach 8 Uhr in Bewegung gesetzt. Man zog durch die Rue St. Honoré und über die Place Royale. Auf der Place de Louis XV. erwartete die Nationalversammlung die Heranziehenden. Von der Masse der Pariser Nationalgarde und Linientruppen begleitet, bewegte sich der Zug zwischen der harrenden, unermeßlichen, bald mehr, bald weniger bewegten Menschenmenge durch den Cours-la-Reine und den Quai de Chaillot fort. Es war 12 Uhr, als der Zug durch den großen und kühnen, mit Inschriften geschmückten Triumphbogen in die weite Ellypse des Marsfeldes eintrat; vernimmt man aber, daß er aus den Behörden der Stadt Paris, den Abgeordneten aller Regimenter und Kriegsschiffe, aller bedeutenden Behörden Frankreichs, und denjenigen von vierundvierzigtausend Municipalitäten (wie man sie da-

mals aufzählte) bestand, wird man sich über diese lange Dauer nicht wundern. Sehr deutlich sprach sich bei dieser Gelegenheit die Theilnahme oder die Abneigung der vertretenen Behörden aus. Die Abgeordneten der Municipalitäten waren beinahe durchaus jüngere, ansehnliche, muntere und gutgekleidete Leute, weniger war dies der Fall bei den Stellvertretern der Behörden und der Regimenter, noch weniger bei denen der Kriegsschiffe. Die Schweizerregimenter, in ihrer großen Mehrzahl dem Hofe treu ergeben, machten sich in letzterem Sinne bemerkbar. Dasjenige unsers Cantons hatte einen bejahrten Portedrapeau mit einigen alten Unterofficieren und Corporalen geschickt.

Noch munkelte man von der Pulvermine unter dem Marsfeld oder man besorgte in dem Gedränge beinahe erdrückt oder bestohlen zu werden. Vier meiner Gefährten waren am rechten Seineufer zurückgeblieben; ich nur von Einem derselben begleitet vor 6 Uhr Morgens in das Marsfeld hinüber gegangen, wo es noch leicht war auf dem Amphitheater Plätze auszuwählen. Dem Eingange gegenüber fanden auf einer vor der Militärschule angebrachten Erhöhung der König und seine Familie, die im Krönungswagen hergefahren waren, die Nationalversammlung, die Behörden von Paris u. s. f. ihre Plätze. In der Mitte des Champ de Mars stand ebenfalls auf einer weitausgedehnten Erhöhung der Altar. Talleyrand, damals Bischof von Autun, nachher Minister und Rathgeber des Directoriums, des Kaisers und zwei königlicher

Dynastien, eröffnete die Feierlichkeit mit der Weihe der Oriflamme und der dreiundachtzig Fahnen, mit welchen Paris die Abgeordneten der Departemente beschenkt hatte. Dann las er von sechszig Aumoniers der Pariser Nationalgarde assistirt eine von großer Musik begleitete Messe. Lafayette sprach als Generalmajor der Confederation den Eid vor. Die Zuschauer verstanden wenig oder nichts, sahen aber deutlich die Bewegungen und vernahmen den lauten Hall der Schwurleistung. Dreimal trübte während des schwülen Sommertages sich der Himmel, dreimal dröhnte nach Zwischenräumen der Donner und jedesmal ergoß sich in Strömen der Gewitterregen über die Zuschauer; aber munter blieb das Volk der Franzosen, und die Frauenzimmer, obgleich wie durchs Wasser gezogen, mit anklebenden Kleidern und ganz oder halb aufgelösten Haaren, trösteten sich leicht und ließen sich wie die Männer, so gut es sein mochte, von den Strahlen der bald wieder brennenden Sonne trocknen. Nachdem die Corporationen geordnet wieder den Platz verlassen hatten, begaben sie sich sämmtlich nach dem Schlosse La Muette, wo sie im Freien einfach bewirthet wurden.

Der Abend war schön. Nach einer Ausdauer von dreizehn Stunden suchten wir wie jeder andere Zuschauer einen Ort, wo man sich erfrischen und seine Beobachtungen Andern mittheilen konnte. Man sprach ungleich von der Volksmenge, die auf den Füßen gewesen war. Nur der kleinere Theil hatte sich in das Champ de Mars gewagt; dennoch schätzte man die Zahl der dortigen Zu-

schauer auf mehrere Hunderttausende. Damalige Berichterstattungen sprachen von 1,500,000 Menschen, die zu Paris an jenem Tage in Bewegung gewesen sein sollen. Erst nach Beendigung der Festlichkeit bemerkte man, welch' eine ungeheure Menge von Menschen sich in der Residenz und deren Umgebung befunden hatte. Auch die nächsten Dörfer waren des Nachts beleuchtet gewesen.

Es war unmöglich, bei diesem allgemeinen Aufschwunge kalt oder ungerührt zu bleiben. Die überwiegende Mehrheit der Franzosen schien Eine große Familie zu sein, die, Hand in Hand, ein neues besseres Staatsleben, das ihre Stellvertreter ihnen vorbereiten sollten, zu führen gedachte. Der Unbetheiligte, insbesondere der jüngere Mann, konnte dabei nicht gleichgültig bleiben, wenn er wußte, wie ein verdorbener Hof, ein übermüthiger Adel, eine ausgeartete oder selbstsüchtige Geistlichkeit (die bessern Ausnahmen vermochten wenig oder nichts) durch ganze Menschenalter den Bürger herabgewürdigt und die untern Volksklassen, die größtentheils im Elende schmachteten, mißhandelt hatten. Der Glaube an ein „ça ira" konnte nicht ausbleiben, und der Lebhaftere mußte den Enthusiasmus in einem gewissen Grade theilen. Gleichwohl bekamen wir bald auch Stimmen zu hören, die nicht in den allgemeinen Jubel einfielen und den Erfolg des Bundesfestes zu bezweifeln schienen.

Rückkehr nach der Heimat.

Es war schwer die Mittel zur Abreise zu finden, weil die Behörden diejenigen begünstigten, die von Amtswegen dem Feste beigewohnt hatten. Wir benutzten diese Zeit des unfreiwilligen Wartens, um nähere und entferntere Merkwürdigkeiten zu besehen, die wir bisher noch nicht hatten besuchen können und trafen dabei nicht selten auf Spuren der Unzufriedenheit. Wir hatten unsern Reisewagen verkauft, um die Annehmlichkeiten der großen, damals schon sehr gut eingerichteten französischen Diligencen zu genießen und Plätze in derjenigen gemiethet, die nach Châlons sur Saône fuhr. Am 19. Tage nach dem großen Volksfeste, Nachts um 11 Uhr, bestiegen wir sie im Posthofe und ehe der Morgen graute und wir die Gesichtszüge unserer sechs Reisegefährten erforschen konnten, hatten wir bereits wahrgenommen, daß einige derselben der Opposition angehörten. Einer war ein Jagdbeamter des Königs, der jetzt in die Abdankung gefallen war, ein anderer Mann, der mit Frau und Tochter reiste, hatte ebenfalls seine Anstellung verloren.

Noch waren die Straßen von Leuten bedeckt, die an der Feierlichkeit Theil genommen hatten, und die man fédérés (von der grande fédération) nannte. Von Châlons bis Lyon wurde die Reise auf dem Coche d'eau, einem großen Schiffe, gemacht, wo bei dem schönsten Wetter eine der genußreichsten Wasserfahrten sich darbot,

die man nur irgendwo machen kann. Vorzüglich schön war das rechte Flußufer, woselbst Wälder das Amphitheater krönten, Wiesen diese bekränzten, die Weinberge und Felder in die Ebene hinunterstiegen, und Städtchen, Flecken, Dörfer und Schlösser sich oft beinahe berührten; doch stieß man mitten in der schönen Gegend auf unangenehme Anblicke. Zahlreiche große Schlösser und Landsitze erschienen an den Gestaden als Brandstätten und Ueberbleibsel einer neulichen Zerstörung. Manche ihrer Besitzer hatten ihre Untergebenen hart gedrückt, andere waren als Gegner der neuen Ordnung der Dinge bekannt oder auch fälschlich verschrieen gewesen; einige hatten sich entfernt, und so war im verflossenen Jahre in den Tagen, wo erbitterte Sclaven die Kette brachen, von räuberischen Haufen der Anlaß benutzt worden, mit der Brandfackel in der Hand Besitzthümer längst hier mächtig gewesener Familien in Flammen aufgehen zu lassen. In Lyon sahen wir noch die Spuren einer kurz vorher eingetretenen Volksbewegung von sansculottischer Art, gegen welche militärische Maßregeln angeordnet waren, die indeß den Fortgang unserer Reise nicht hinderten. Größtentheils der neuen Ordnung der Dinge eifrig zugethan zeigte sich das Volk der Dauphiné, vornämlich die Einwohnerschaft von Grenoble.

Eine der sehenswerthesten Merkwürdigkeiten war die große Karthause, die fünf bis sechs Stunden von Grenoble ziemlich hoch im Gebirge liegt, wo die Natur selbst

eine Einsamkeit aufstellen zu wollen schien. Im Felsgebirge zeigte sich uns auf der Ostseite, von welcher wir uns der Karthause näherten, ein verschlossenes Thor, an welchem zwei schroffe Felsketten zusammenlaufen. Von hier stieg man vollends nach dem Kloster hinauf, das in einem angenehmen, grünen Alpengelände sich befand. Wir Hugenotten wurden hier freundschaftlich empfangen; denn unsere Begleitung bestand aus jungen Officieren des damals zu Grenoble garnisonirenden zürcherischen Regimentes Steiner, aus welchem eine Schutzwache gegen Anfälle des aufgebrachten umliegenden Landvolkes den Karthäusern war bewilligt worden. Jeder von diesen bewohnte ein abgesondertes kleines Häuschen, vor welchem ein Gärtchen lag, und in dessen Erdgeschoß eine Werkstätte, wie ein Verschlag für die Aufbewahrung von Geräthschaften angebracht war. (Der Karthäuser, dessen Wohnung man uns zeigte, war ein Drechsler.) Eine Treppe höher trat man in eine Art von Vorzimmer, hinter diesem in das Schlafgemach, neben welchem noch ein Zimmerchen war. Diese Einrichtung ist weit angenehmer als das casernenartige der gewöhnlichen Klöster; aber sie vergütet die Abgeschiedenheit und das ewige Stillschweigen nicht, das nur durch die gottesdienstlichen Uebungen und das ernste memento mori unterbrochen wird. Der Vorsteher des Klosters, den wir nicht trafen, war zugleich Ordensprovincial, der Karthäuser, der uns umherführte und dem die Führung der Oeconomie oblag, ein verständiger und aufgeweckter Mann; der arme Drechsler, den

wir besuchten, glich hingegen einem Gefangenen, der ganz überrascht ist, wenn plötzlich eine Schaar unbekannter Menschen in seine Zelle tritt. Wir bemerkten, daß man uns von den übrigen Wohnungen entfernt zu halten suchte, und vernahmen von einigen Personen, die mit dem innern Hauswesen vertraut waren, daß gegen ein Dutzend der Klosterbewohner theils verrückt, theils in einem solchen Grade schwermüthig seien, daß ihr Zustand an Irrsinn grenze. So rächt sich die Natur an Allem, was ihren Bestimmungen widerstrebt. Meistens sind die Unglücklichen, die sich an einem solchen Orte begraben, Leute, die eine jugendliche Schwärmerei hinriß, oder solche, denen ihr Gewissen schwere Vorwürfe machte. Bei den erstern verraucht nur zu leicht die Berauschung, und die andern erliegen einer Betäubung, die vermieden worden wäre, wenn sie sich bestrebt hätten, der Welt, die sie verletzt hatten, nützlich zu werden und für Zwecke zu wirken, zu denen der Mensch bestimmt ist. Hätten diese Männer, auch mit Verläugnung ihres Namens, sich dem Berufe eines Kranken- oder Gefangenwärters oder einer andern ernsten Beschäftigung gewidmet und diese gewissenhaft erfüllt, sie würden nach einer Reihe von Jahren vielleicht ganz beruhigt worden und in glücklicheren Verhältnissen zurückgekehrt sein. Man weiß, daß Kindsmörderinnen, unbekannt, als Pflegerinnen und Erzieherinnen fremder Kinder das beste Versöhnungsmittel für ihr Gewissen gefunden und allgemeine Achtung sich erworben haben, u. s. f.

Eine Stunde über dem Kloster ist die Croix de Savoye, von welcher man weit in Savoyen hineinsieht. Zum sogeheißenen großen Kreuze stiegen wir nicht, weil der Himmel sich bewölkte. Noch weit merkwürdiger als der östliche Zugang des Klosters war der westliche, der ebenfalls durch ein Thor geschlossen war, und auf welchem Wege wir zurückkehrten. Beinahe zwei Stunden hatten wir zu reiten, ehe wir dieses Thor erreichten. Ungefähr fünf Viertelstunden lang führte der oft in den Fels gehauene Pfad am rechtseitigen Rande eines Abgrundes hin, in dessen Tiefe der Waldstrom sich zwischen herabgestürzten Felsblöcken durchdrängt und den Fuß der beiden Felswände bespühlt. Der Weg war so schmal, daß, wenn zwei Personen neben einander ritten, der außenher Reitende über den Rand hinaus in die Tiefe blicken konnte. Am besten überschaute man die schauerliche Naturschönheit auf der Brücke, die an den linken Felsenrand hinüberführt. Auch außer der geschlossenen Kluft ist die Gegend wild und noch bei Vareppe war der Weg für Reitende beinahe halsbrechend.

Der Montcenis, das moderne Turin, das damals einige Prachtgebäude ausgenommen noch alterthümliche Mailand sind Jedermann bekannt. Ich könnte dies zwar auch von Genua sagen, allein seine Eindrücke auf mich gingen so tief, daß ich diese Gegend zu den ausgezeichneten zählen muß. Für den Uebergang über die Apenninen war damals nur noch die Bochetta geöffnet und der Ausblick auf das herrliche Meer zwischen dem weit

ausgedehnten Uferkranz fand kein Seitenstück in meinen bisherigen Anschauungen. Im höchsten Grade überraschend war nach Zurücklegung der Einsamkeit bei S. Pietro d'Arena der Eindruck, den plötzlich die über die vorliegenden Paläste amphitheatralisch sich erhebende Steinmasse des stolzen (la superba) Genua machte, und ebenso neu der des Innern der Stadt; doch war das erhabenste Schauspiel, das mir zu Theil wurde, ein heftiger, mit Gewitter verbundener Seesturm, den wir von der nahe am Meere liegenden Höhe Agli Angeli beobachten konnten, wo wir, von der Zellwegerschen Familie aus Trogen freundschaftlich eingeladen, einen Abend und eine Nacht zubrachten. Am nächsten Morgen, als die Luft schon längst ganz ruhig war, ging das Meer noch so hoch, daß eine englische Fregatte, das erste Schiff, das sich dem Ufer näherte, nur nach langem Laviren eine gerade Richtung annahm und schnell in den Hafen einlief. Noch zwei Stunden später waren wir Zeugen, wie einzelne Wogen über die hohe Mauer des Porto franco hineinschlugen. Alle diese Bilder schweben mir selbst nach mehr als fünfzig Jahren lebendig vor den Augen.

Die Heimreise geschah bei schönstem Wetter über den herrlichen, durch die borromäischen Inseln geschmückten Langensee, den Gotthard und den Canton Schwyz. Nur für den Abend der Heimkunft, 21. September 1790, wo meine ganze Seele mit Gedanken über den nunmehrigen Eintritt in die bürgerlichen und Familienverhältnisse er-

füllt war, und wo ich und mein theurer Reisegefährte Wyß vom See her zuerst die Thurmspitzen Zürichs wieder erblickten, war uns ein trüber Himmel beschieden.

Eintritt in das öffentliche Leben.

In kurzer Zeit hatte ich mich in meinem Familienkreise und in den häuslichen Verhältnissen zurecht gefunden. Nun wurde es auch nöthig in die bürgerlichen und in den Staatsdienst überzugehen. Zu letzterem waren damals in Zürich zwei Bahnen geöffnet. Die nächste war die der Staatskanzleien (Stadt- und Unterschreibercanzlei), in welche man als freiwilliger Arbeiter eintrat und wöchentlich während mehrerer Tage Beschäftigung fand, die Verhandlungen des kleinen und großen Rathes auszufertigen. Man lernte da nicht nur die einheimischen, sondern auch die eidgenössischen Geschäfte kennen, weil Zürich der beständige Vorort war. Nach Verfluß einiger Zeit wurde man als Secretär bei vorübergehenden Commissionen gebraucht, und von diesen schritt man zu den Secretariaten der Collegien vor, die in der Regel, wie beinahe alle öffentlichen Stellen, sehr gering besoldet waren. Die zweite politische Laufbahn boten das Stadt- und das Vogtgericht an. Zu jenem gehörten die Stadt und einige umliegende Dörfer, zu diesem mehrere nahegelegene Gemeinden an beiden Seeufern. Dem Stadtgericht standen der Schultheiß, dem Vogtgericht die Obervögte jener Gemeinden oder an ihrer Stelle die Untervögte vor; allein

seit langer Zeit sah man die erstern, die Rathsglieder waren, nicht mehr in dieser Function, und von den letztern nur noch je im sechsten halben Jahre den Untervogt von Küßnacht, der, angethan mit dem großen, runden, gefalteten Kragen und dem weiß und blauen Mantel, den Vorsitz führte. (Einen ähnlichen Kragen und einen schwarzen Mantel trugen auch die übrigen Richter.) In der Regel präsidirte im Vogtgericht der Stabhalter, der Aelteste der zwölf Richter oder Beisitzer beider Tribunalien. Sechs von diesen waren bleibend und hießen Stetrichter, die sechs andern wechselten halbjährlich und zwar so, daß jedesmal drei noch nie gewählte Glieder eintreten mußten, die dann aber später, doch immer mit halbjähriger Unterbrechung, wieder gewählt werden konnten. Diese drei nannte man junge oder neue Richter, die drei übrigen, die man Mittelrichter nannte, mußten schon das Neurichteramt bekleidet haben und es gab Leute, die zwei, drei und noch mehrere Male, bisweilen nachdem sie Landvogteien verwaltet hatten, diese Stellen suchten. Zur Wählbarkeit in das Gericht als Neurichter war der Antritt des fünfundzwanzigsten Altersjahres erforderlich.

Ich durchwanderte diese beiden Laufbahnen, wie ich glaube nicht ohne Beflissenheit und nicht ohne Nutzen für meine künftige Ausbildung. Meine ersten Bestrebungen waren auf die Staatskanzlei, nämlich die Rathssubstitutenstelle, gerichtet, welche Stelle seit langer Zeit als diejenige angesehen wurde, durch die man sich am besten zu den Geschäften vorbereite und auf der man bei gehöriger

Erfüllung seiner Verpflichtungen wie von selbst in die höhern Stellen übergehe. Dem Stadtschreiber (ersten Staatsschreiber) war, wenn er sechs Jahre lang dieses Amt bekleidet hatte, die Landvogtei Kyburg oder eine Rathsherrnstelle, oder eine andere angesehene und emporhebende Beamtung gleichsam zugesichert. Meine Aussichten auf die Rathssubstitutenstelle waren zuerst sehr gut, aber bald trat einer meiner Altersgenossen, durch eine zahlreiche Verwandtschaft begünstigt, neben mir auf, und die erste Anstellung, die ich 1791 erhielt, war nur das Secretariat des Sanitätsrathes.

Weil bei der damaligen Verfassung bloß einige wenige Stellen vom Militärdienste befreiten, so blieb auch ich demselben unterworfen und war es um so viel lieber, weil die Gerichtsherren von Weinigen in dem Regensbergerquartier, dem ihre Herrschaften einverleibt waren, gewöhnlich obere Officiersstellen bekleidet hatten. Ich liebte diese Laufbahn, theils weil ich fühlte, daß es für einen jüngeren Mann von großem Werthe sei, wenn er von Zeit zu Zeit den Degen in der Hand führe und sich bestrebe, dessen würdig zu sein, theils weil ich es als unerläßliche Pflicht des Schweizers ansah, sich zur Vertheidigung des Vaterlandes tüchtig zu machen. Noch eine ganz besondere Rücksicht machte mir die militärische Stellung wünschenswerth. Ich war in meiner Jugend so lebhaft, daß es mich die größte Anstrengung kostete meine Aufmerksamkeit lange auf irgend etwas fest zu richten, und war daher Zerstreuungen und Verstößen sehr

bloßgestellt, indem nur gar zu oft mein Kopf von ganz andern Dingen voll war, als von denen, die gerade jetzt gethan werden sollten. Gegen diesen Fehler waren für mich zwei sehr ungleiche Dinge, der Exercierplatz und der Tanzsaal, die besten Schulen. Wenn ich in meiner Zerstreutheit bisweilen ein Commando überhörte und nicht in dem bestimmten Augenblicke in die vorgeschriebene Bewegung einfiel oder wenn ich in einem zusammengesetzten Tanze eine Figur verwechselte, so war der Schnitzer so auffallend und so beschämend, daß dies für mich der beste Lehrmeister wurde. Von der Laufbahn des Milizofficiers werde ich an seiner Stelle etwas anzuführen wissen, hier nur so viel, daß damals in Zürich ein Liebhabercorps unter dem Namen der Collegianten bestand, in welches alle jüngern Milizofficiere eintraten, die Neigung für das Fach besaßen, während der besseren Jahreszeit am Donnerstag, bisweilen auch am Montag Nachmittags um drei Uhr sich versammelten und bis in den Abend sich in den Waffen übten. Jährlich wurde ein Hauptmanöver gehalten, bisweilen auch ein Lager geschlagen, beides unter Zuziehung von Freiwilligen aus der Landmiliz. Geübte Officiere, von denen einige in ausländischen Diensten gestanden waren, andere sich durch aufmerksame Beobachtung regulirter Truppen practische Kenntnisse angeeignet hatten, erwarben sich hier Verdienste.

Die zwei ersten Jahre nach meinem Eintritte in den Staatsdienst boten wenig Merkwürdiges an. Die Grundsätze der französischen Revolution, die 1790 schon im Can-

ton Schaffhausen, dann im Wallis, später im Waadtlande Gährungen veranlaßt hatten, fanden im Canton Zürich beim Volke nur wenig Beifall, größtentheils Mißbilligung. In dem ein paar Jahre später zuerst durch die Forderung vermehrter politischer Rechte bekannt gewordenen Stäfa hatte sich ein militärisches Liebhabercorps gebildet, aus welchem eine Abtheilung im August 1791 in dem Lager zu Dübendorf den Dienst mit den zürcherischen Collegianten zu thun wünschte, und man leistete diesen gemeinschaftlich in größter Harmonie. 1792, im Frühling, wurden einige tausend Mann in ein Uebungslager im Hard bei Zürich zusammengezogen. Hier zeigten sich die ersten Spuren des Zeitgeistes, nicht sowohl unter der einberufenen Mannschaft, als vermittelst ausgestreuter Zettel, durch welche die Versammelten aufgefordert wurden, ihre Kräfte und die Zeit zu benutzen. Dies, verbunden mit der eintretenden schlechten Witterung, veranlaßte eine schnelle Auflösung des Lagers, das noch mehrere Tage hätte dauern sollen.

Der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich brach aus. An der Schweizergrenze, und zunächst bei Basel versammelten sich von beiden Seiten Truppencorps und die Eidgenossen beschlossen auch von ihrer Seite, wie bei früheren ähnlichen Ereignissen, die Stadt Basel und die dortige Grenze zu besetzen. Die Maßregel war um so viel nothwendiger, weil das Frickthal wie das Breisgau noch österreichisch waren. Nicht nur willig, selbst freudig entsprach das aufgeforderte Contingent, und für die mei-

sten Einwohner Zürichs war es ein neuer und merkwürdiger Anblick, uniformirte Glarner, Appenzeller und St. Galler nach Basel durchziehen zu sehen.

Der Ausbruch des Krieges hatte die schweizerische Diplomatie mit einmal, ich kann nicht sagen aus dem Schlafe geweckt, denn in diesem war man bereits gestört, doch aber zu einer weit höhern Thätigkeit aufgeregt. Der französischen Nation war die weit überwiegende Mehrheit der regierenden Classe sowohl in den aristokratischen als in den demokratischen Cantonen, und ebenso die große Majorität der Geistlichen höchst abgeneigt; aber man war darüber nicht einig, ob man sich an die Alliirten anschließen oder ob man die Neutralität beobachten solle. An der Spitze des ersten Systems stand der Schultheiß von Steiger zu Bern, unterstützt von manchen angesehenen Männern seines Cantons, der Mehrheit der Regierungen von Freiburg und von Solothurn, vielen bedeutenden Persönlichkeiten aus den übrigen Cantonen und den meisten, die in dem französischen Kriegsdienste betheiligt waren. Das Haupt der Neutralitätsparthei war der Seckelmeister, nachherige Bürgermeister Wyß (I.) von Zürich. Seiner Ansicht pflichtete die überwiegende Mehrheit der Wortführer in der gesammten Eidgenossenschaft bei, und in Bern selbst hatte er in der Person des Seckelmeisters Frisching einen kräftigen Gesinnungsgenossen. Das letztere System behielt die Oberhand und es ist nicht zu verkennen, daß dies zum Heile der Schweiz geschah. Kaum läßt sich bezweifeln, daß der Grimm und die

Macht Frankreichs sich bald und furchtbar über das kleine Nachbarland ergossen haben würde, dessen Bevölkerung in ihrer weit überwiegenden Zahl einen Angriffskrieg gegen Frankreich verabscheute und ohne Zweifel sich in starken Widerspruch gegen die Obrigkeiten gesetzt hätte. So wäre die Schweiz nicht nur ein Schauplatz des Krieges, sondern wahrscheinlich während des größten französischen Terrorismus, gleich Genf, auch die Bühne der wildesten Leidenschaften geworden; denn nur zu sehr lehrt die Geschichte, daß in Republiken eine der öffentlichen Meinung zum Trotze erzwungene, gewaltsame Unternehmung, so bald sie mißlingt und Unheil über das Volk bringt, furchtbar auf diejenigen zurückfällt, welche die Schuld davon tragen, und daß die Folgen einer solchen Rückwirkung nicht zu berechnen sind.

Von dem Widerstande der Franzosen gegen die anrückenden Heere Oesterreichs und Preußens erwartete man wenig, und nur die jüngern Leute, die Zeugen des politischen Auflebens Frankreichs gewesen waren, konnten sich nicht überreden lassen, daß der Enthusiasmus schon ganz erloschen sei. Man sagte: Die Franzosen haben keine Officiere, denn der größte Theil derselben ist ausgewandert und von den zurückgebliebenen sind die wenigsten der neuen Ordnung der Dinge zugethan; die regulirten Soldaten werden sich mit den zusammengetriebenen Massen nicht verstehen, diese selbst werden keine Mannszucht beobachten, u. s. f. Ich hörte einen im französischen Dienste stehenden Officier, den Oberstlieutenant Hirzel von St. Gra-

tien, dem der König einige Zeit vorher den Grafentitel verliehen hatte, in Gesellschaft einiger angesehener Männer, die ihn fragten, was er von den französischen Streitkräften halte, antworten: „Donnez-moi deux régiments de troupes réglées et six bataillons de vos milices et je f..... ces gueux jusqu'aux barrières de Paris.“ Daß dem Herzog von Braunschweig, der vor einigen Jahren die Holländer beinahe ohne Schwertstreich gedemüthigt hatte, das Vordringen nicht gelingen werde, konnte man sich nicht denken.

Heimkehr des Regimentes Steiner.

Tiefe Ruhe herrschte in unserm Canton. Der 10. August, an welchem die Schweizergarde in den Tuillerien angegriffen wurde, berührte unmittelbar unser engeres Vaterland nicht, weil es nur das Feldregiment und keine Compagnie bei der Garde hatte. Die Regierenden wurden durch dieses blutige Ereigniß der französischen Volkssache noch weit abgeneigter und es mißfiel auch größtentheils den Regierten. Die Auflösung der Schweizerregimenter war inzwischen von den Machthabern Frankreichs beschlossen worden, und gleichwie Bern das seinige schon früher nach Hause berufen hatte, so riefen auch Zürich und die übrigen Cantone jetzt die ihrigen heim, um zu verhüten, daß sie nicht in den Reihen der Franzosen gegen die Deutschen fechten. Weil in Frankreich denjenigen, welche bleiben würden,

Beförderungen und günstige Bedingungen verheißen waren, so glaubten die Schweizerregierungen ihre Angehörigen mit desto größerem Ernste heimmahnen zu sollen. Weit der bedeutendere Theil entsprach, und dieß gab den Anlaß zu meiner ersten diplomatischen Sendung. Ich begleitete am 30. September 1792 den zürcherischen Generalinspector Zunftmeister Fries und den General Steiner, Inhaber des in Colmar liegenden, seine Auflösung erwartenden zürcherischen Regimentes, nach Basel, wo sie die Heimkehrenden zu erwarten und nach Zürich zurückzuführen beauftragt waren. Der Zeitpunkt war ernst. Die Franzosen hatten Savoyen besetzt. Das Hauptquartier des Generals Montesquiou befand sich in Carouge, zunächst Genf. Man war über die Absichten der Franzosen gegen Genf und das Waadtland, wo eine starke Gährung wider die Bernerregierung sichtbar war, sehr mißtrauisch. Bern hatte vor wenigen Tagen ein Truppencontingent in das bedrohte Genf gesandt und am Tage unserer Abreise waren auch von Zürich sechshundertvierzig Mann eben dahin abgegangen, die wir zu Lenzburg an demselben Abend antrafen. Zu den bisherigen Gründen, die Schweizertruppen aus Frankreich nach Hause zu ziehen, kam nun noch der neue, daß man sich in den Stand setzen wollte, im Falle eines Angriffs von Seite Frankreichs sich ihrer sogleich gegen die Franzosen zu bedienen. Die Nachrichten, welche wir in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes in Basel erhielten, lauteten keineswegs beruhigend. Der französische Resident in Genf hatte am 3. October in

einer Zuschrift an die dortige Regierung den Einmarsch der Berner „une atteinte aux traités et à la bonne harmonie qui avait jusqu'ici si heureusement existé entre la ville de Genève et la France, et l'effet d'une coalition avec les puissances liguées contre la liberté des François" genannt und beigefügt: „le devoir sacré de conserver cette même liberté fait une loi au conseil exécutif suprême de repousser une mesure aussi hostile par tous les moyens qui sont en son pouvoir etc." Weit friedlicher sprach sich wenige Tage später der General Montesquiou aus. Der französische Gesandte Barthelemy schrieb noch verbindlicher an den zürcherischen Bürgermeister Ott unter dem 4. October und es ist höchst merkwürdig, wie dieser milde und ruhige Mann sich beinahe bittend gegen den Vorort und die Schweiz benahm, um seinen auf die Beibehaltung des Friedens hinzielenden Bestrebungen Gehör zu verschaffen, obgleich die schweizerischen Regierungen ihn zurückstoßend behandelt hatten, auch Solothurn, wo bisher die französischen Botschafter residirt, und nachher Zürich ihm andeuteten, man könne ihm den Aufenthalt nicht bewilligen, so daß er sich deßwegen zu Baden niederlassen mußte.

Auch wir in Basel waren so glücklich, in dem französischen Commissär Thierry, mit dem die zürcherischen Abgeordneten über die Entlassung und die Heimkehr des Regimentes zu unterhandeln hatten, einen ebenso verständigen als billigen Mann zu finden. Die Verabschiedung

des Regimentes wurde zwar zu Colmar verzögert, sei es, weil man gerade in jenen Tagen ungewiß war, ob zwischen Frankreich und der Schweiz ein feindseliges Verhältniß eintreten würde, sei es, daß man den Soldaten, von welchen täglich eine Anzahl zu den Franzosen überging, Zeit verschaffen und desto mehr Mitstreiter gegen die deutschen Feinde sich erwerben wollte. Ich verdankte dieser Verzögerung den Anlaß, mich mit dem Gange öffentlicher Unterhandlungen bekannt zu machen und die in der Nähe stehenden österreichischen Truppen zu sehen, nicht aber die französischen, weil man dort den Schweizern mißtraute und einige, die sich zu jener Zeit in die französischen Cantonirungen hinbegeben hatten, sehr unfreundlich waren empfangen worden. Am 14. October Morgens traf endlich das Regiment an der Grenze ein. Es mußte zu St. Louis (Bourglibre) die Waffen ablegen, doch verblieb den Unterofficieren das Seitengewehr. Eine Compagnie nach der andern kam über die Grenze und wurde in einer zunächst an derselben liegenden Scheune mit Flinten u. s. f. wieder bewaffnet, die von Zürich waren hinunter gesandt worden, und so zog das Regiment mit fliegenden Fahnen in Basel ein. Die Ausländer wurden am folgenden Tage zu Liestal, die Nichtzürcher zwei Tage später zu Baden verabschiedet. Die Cantonsangehörigen entließ man zu Zürich, behielt sie aber noch auf drei Monate im Solde. Die vierzehn Tage, welche wir in Basel zugebracht hatten, boten, so weit es unsere Geschäfte erlaubten, eine ununterbrochene Reihe von Beweisen

der Gastfreundschaft, und sehr angenehm war der gesellschaftliche Umgang mit den Frauenzimmern.

Die Verhältnisse in und um Genf, welche einige Male noch drohender zu werden schienen, nahmen am Ende einen friedlichen Ausgang für die Schweiz, und die Contingente von Zürich und Bern wurden heimberufen. Das unsrige war während der Zeit von zwei Monaten ganz metamorphosirt worden. Man hatte die frühere sehr schwerfällige Taktik aufgegeben, das bisherige Militärreglement bei Seite gelegt und das einfache, bei den Franzosen neu eingeführte ihnen abgelernt. Dies gefiel mehreren unserer ältern Kriegsräthe sehr übel; das jüngere militärische Publikum hingegen wurde ganz electrisirt und hier zeigte sich das erste auffallende Zeichen einer neuern Zeit. Früher hätte eine solche ohne ausdrückliche Bewilligung bewerkstelligte Veränderung in der Heimat die stärkste Rüge gefunden, allein selbst der Generalinspektor Fries, unter dessen Befehlen ich der Heimführung des Regimentes Steiner beigewohnt hatte, und der die festeste Stütze des alten Reglements gewesen war, gab nach. Zuerst wurde die Neuerung bei dem Liebhaber- oder Collegiantencorps, wie durch Duldung, eingeführt und ging dann allmälig auf die ganze Infanterie des Cantons über.

Das Jahr 1793 brachte mir auf den beiden Laufbahnen des Republikaners Beförderungen. Ich wurde Freihauptmann *). Die Civilbeförderung, die mir im

*) Jedes der vierzig Bataillone der zürcherischen Miliz hatte eine Freicompagnie, die aus auserlesenen jüngern Leuten bestand und vorzugsweise zum Auszuge bestimmt war.

December zu Theil wurde, war diejenige eines Stetrichters. Als ich dem alten, humoristischen Bürgermeister Ott nach Uebung einen Dankbesuch machte, sagte der Greis, der Alle, die in einer Amtsstellung zu ihm kamen, vornämlich jüngere Leute, auf die Probe setzte, und wenn sie nicht zu antworten wußten, sich an ihrer Verlegenheit weidete, zu mir: „Ich mache meinen Glückwunsch, aber man wird leicht bei dieser Stelle vergessen. Ich selbst habe die Erfahrung gemacht.“ (Wirklich war er viele Jahre lang an dieser Beamtung geblieben, so daß man ihn scherzweise den ewigen Stetrichter zu nennen angefangen hatte.) Die Antwort, die mir einfiel, war: „Wenn es mir nicht schlimmer geht, als Euer Gnaden *), so werde ich mich zu trösten wissen.“ Er lächelte und von dieser Stunde an gab er mir öftere Proben von Vertrauen und Zuneigung.

Fortgesetzte wissenschaftliche Bestrebungen.

Meine Geschäfte vermehrten sich; dennoch gab ich den Besuch der Staatskanzlei nicht auf, weil ich mich immer mehr überzeugte, daß dieselbe die beste Schule für die Befähigung zum höhern Staatsdienste sei. Ich vertrat, so oft sich der Anlaß darbot, die Stelle abwesender Mitglieder der Kanzlei, die in jenem Zeitpunkte oft auf Sen-

*) Der damalige Titel der Bürgermeister.

dungen gehen mußten, und diese Vertretung verschaffte auch mir in der Folge zwei wichtige Missionen. Nichtsdestoweniger suchte ich immer mit den Wissenschaften, insbesondere dem classischen Studium und der Literatur überhaupt, vertraut zu bleiben. Ich trat auch in die naturforschende Gesellschaft und ließ mich bereden, das Secretariat der landwirthschaftlichen Abtheilung zu übernehmen, wozu mich die Aufforderung des thätigen Präsidenten, des als Schriftsteller bekannten Rathsherrn und Doctor Caspar Hirzel, des Biographen Kleinjoggs, bewog. Liebhaberei für die Landwirthschaft und praktische Beschäftigung mit derselben, indem ich die meinem Vater zugehörenden Schloßgüter in Weiningen größtentheils zu besorgen hatte, trugen dazu bei. Eine im Druck erschienene Abhandlung über den Weinbau, die ich gemeinschaftlich mit dem nachherigen Rathsherrn Heinrich Landolt schrieb, war eine Folge davon. Streng hielt ich mich an die Regel, die jeder gewissenhaft beobachten sollte, daß nämlich der Beruf allem andern vorgehe, aber gerne kehrte ich in erübrigten Stunden in die erheiternden Gefilde des Wissens und des Geschmackes zurück.

Vorzüglich zog ich meine Geistesnahrung aus den Classikern, wie aus den bessern neuern Schriftstellern. Ich glaubte auch den Gang der philosophischen Forschungen verfolgen zu sollen. Mit Plato phantasirte ich nicht ungerne, sann mit ihm nach, träumte aber mit ihm nur wachend, und fand größere Befriedigung, wenn ich mit Xenophon über die Bestimmung des Menschen nachdachte.

In das Heiligthum der Stoa einzudringen, ohne an einzelnen Schärfen derselben hängen zu bleiben, war mein Bestreben. Die Skepsis war mir ein Senkblei, nicht aber der Compaß des Lebens. In der wolfischen Philosophie, die Corrodi und Eberhard mich gelehrt, hatte ich den Aristoteles näher kennen und als tiefen Denker achten gelernt, durch Kant, ohne mir anzumaßen, ihn ganz ergründet zu haben, lernte ich die Schranken der menschlichen Erkenntniß besser als je vorher unterscheiden. Als Fichte im Jahr 1794 nach Zürich kam, war ich in einem Privatcollegium neben dem Pfarrer Lavater, Heinrich Füßli, dem auch als Schriftsteller bekannt gewordenen Diacon Georg Schultheß, und noch einigen ältern Männern, der jüngste seiner Schüler, doch aber der erste, der es aufrichtig eingestand, daß er in seines neuen Meisters Abgrenzung zwischen dem Ich und dem Nicht-Ich das Ziel dessen, was der Mensch zu erfassen wünscht, noch nicht zu vollständiger Befriedigung ausgemittelt finde. In den neuern philosophischen Schulen hospitirte ich später, wie billig, so weit meine Zeit reichte, und glaubte auch in Hegel's Theorien mich hineinarbeiten zu sollen; aber diese neuere und die neueste Philosophie machte mir das Gebäude, welches ich auf die Grundpfeiler der ältern gebaut hatte, desto theurer; und als Greis begann ich besser einzusehen als in der Jugend, daß Weisheit zur Thorheit werden kann, ja es gab Momente, wo ich mich fragte, ob die Wissenschaft, welche einst die Köpfe der Menschen aufhellte, sie heutzutage nicht oft verwirre.

Stäfnerhandel.

Bald begannen die neuen politischen Ideen, die bereits in allen Theilen Europas mehr oder weniger Anklang gefunden und deren größere Verbreitung vornämlich der Jakobinismus und das französische Schreckenssystem bis jetzt gehindert hatten, auch im Canton Zürich stärker zu wirken, und die Ufer des Zürchersees, wo die meisten Fabrikanten sich befanden, die von den Großhändlern in Zürich den Rohstoff bezogen, wurden der Feuerherd, auf welchem der glimmende Funke zuerst in Entzündung überging. Die Stadtbürger, welche Kaufmannschaft trieben, bezahlten zwar für ihr Vorrecht dem Staate unter dem Namen des kaufmännischen Zolls jährlich eine starke Abgabe nach dem Umfange ihrer Geschäfte, welche Abgabe bei einigen die Summe von zwei, drei und viertausend Gulden erreichte; allein die Fabrikanten achteten in ihrer Beschränkung nicht hierauf, und es läßt sich fragen, ob es nicht für die zürcherischen Kaufleute selbst vortheilhafter gewesen wäre, wenn der Handel schon damals nicht beengt und dagegen eine mäßige Abgabe von allen Handelsleuten bezogen worden wäre? Man fing an, sich mit den Nachbarn im Toggenburg, im Thurgau, im Canton Bern zu vergleichen, die, obgleich Unterthanen und in manchen Beziehungen bedrückt, doch Handlung, Fabrikation und noch anderes frei betreiben durften. Man blickte auf die freien Bewohner der angrenzenden kleinen

Cantone und vor allem auf die Franzosen, oder wie man damals sprach, die Franken, bei denen alle Vorrechte erloschen waren. Neeracher, ein Töpfer zu Stäfa, ein Autodidakt von vielen natürlichen Talenten, der manches gelesen und dasselbe, wie nach seinem Tode sein Tagebuch zeigte, meistens gut verstanden hatte, war der einflußreichste Theilnehmer an der Bewegung. Viele andere in ihren Gemeinden geachtete Männer verbanden sich zum Zwecke der Erweiterung der bestehenden Hemmnisse. Die Einverstandenen forschten den früheren Verhältnissen nach, wie man unter die Herrschaft der Stadt Zürich gekommen, und wie die vormalige Lage des Volkes gewesen sei. Man fand noch einige Exemplare der so geheißenen Waldmannischen- und Cappelerbriefe auf, durch welche den meisten Landesgegenden und der Landschaft überhaupt nach der Hinrichtung des Bürgermeisters Waldmann 1489 und nach den Niederlagen bei Cappel und am Gubel 1531 Erklärungen über die ihnen zukommenden Rechte waren gemacht worden, das erste Mal durch die Eidgenossen, das zweite Mal durch die zürcherische Obrigkeit selbst. Unter der Aufschrift „Ein Wort zur Beherzigung an Unsere theuersten Landesväter" wurde eine Denkschrift bearbeitet, worin das Gleichniß einer Haushaltung mit ungleich behandelten Kindern ausgeführt war, zugleich aber die Verdienste der Landschaft gegen die Stadt entwickelt wurden. Man verlangte in diesem Schriftchen Freiheit des Erwerbes, Loskäuflichkeit der Grundzinse u. a. m.

Kaum kann die jetzige Generation begreifen, daß diese Forderungen und die bescheidene Sprache, in welcher sie geführt wurden, als Verbrechen angesehen werden konnten, um so viel mehr, da die Denkschrift noch bloßer Entwurf war. Das Regierungssystem und die städtischen Verhältnisse hatten sich während einiger Jahrhunderte so gestaltet und in einander verwoben, daß die große Mehrheit der Regierenden und der Stadtbürger jeden Eingriff in ihre geglaubten Rechte als etwas ansahen, wodurch nothwendig das ganze Staatsgebäude einstürzen müßte. So lange der Zutritt zu dem zürcherischen Bürgerrechte jedem Landmann unter leichten Bedingungen offen gestanden war, konnte man auf der Landschaft die Zurücksetzungen leichter ertragen; aber als dieser Zutritt ganz verschlossen wurde und die Stadt sich nichtsdestoweniger immer größere Vorrechte zueignete, wurde das Uebel bedenklicher. Wer in Zürich von Entgegenkommen sprach, ward als furchtsam, als ungetreu gegen seine Stadtbürgerpflicht, oder sogar als Jakobiner angesehen. Verbannung, Geld- und Ehrenstrafen fielen auf die Theilnehmer der noch nicht zur Ausführung gediehenen Unternehmung, die man den Memorialhandel nannte. Jetzt war das bisherige gute Vernehmen zwischen den Städtern und den Seebewohnern mächtig gestört, und aus der täglichen Berührung, die nicht wortlos bleiben konnte, ging eine immer größere Spannung hervor. Eine Art von dumpfer Stille trat zuerst ein, aber die zurückgedrängte Bewegung erneuerte sich bald. Stäfa wurde der Hauptsitz derselben,

und aus jeder neuern Geschichte der Schweiz weiß man, daß am 5. Juli 1795 die zürcherische Regierung eine beträchtliche Anzahl Bewaffneter, die aus allen Gegenden, auf welche sie vertrauen konnte, zusammengezogen waren, zu Stäfa einrücken ließ. Dies geschah von Oetweil her während des heftigsten Regens. Ich war der Kanzlei des beinahe immer versammelten Kriegscomité beigeordnet, und als eine Regierungscommission nach Stäfa gesandt wurde, erhielt ich den Auftrag, mich dahin zu begeben und bei derselben Secretariatsgeschäfte zu verrichten. Meine Aufgaben waren, Inventarien in den Häusern Verhafteter aufzunehmen, die Hypotheken einzuziehen, welche die Einwohner zur Sicherheit für die Kriegskosten, die bis auf die Summe von 250,000 Gulden anstiegen, einzuliefern hatten, und Verhöre aufzunehmen. Hier lernte ich zuerst meinen nachherigen Freund und vieljährigen Collegen, den Rathsherrn Rebmann kennen, der, damals die Stelle eines Untervogtes oder ersten Ortsbeamten bekleidend, mit großer Besonnenheit seinem schwer gewordenen Amte ein Genüge zu leisten und dennoch seine Mitbürger so viel wie möglich zu schonen wußte. Er besaß vorzügliche natürliche Fähigkeiten, und ungeachtet er nur den dürftigen Unterricht erhalten hatte, den die Dorfschule in den Sechsziger- und Siebenzigerjahren des verflossenen Jahrhunderts gewährte, zog er die volle Aufmerksamkeit Göthe's während dessen Aufenthalts zu Stäfa auf sich.

Lehrreich waren die damaligen Verhältnisse. Die meisten Personen, deren Verhören ich beiwohnte, zählten zu

denjenigen, die unmittelbar vor dem Einmarsche der Executionstruppen als Abgeordnete in die benachbarten kleinen Cantone gegangen waren, um daselbst bei den ersten Magistraten Gehör und Unterstützung zu suchen, doch ohne mehr als einige freundliche Aeußerungen zu vernehmen. Nur Eine Magistratsperson in Glarus hatte schon früher etwelche Hoffnung auf Theilnahme von dort her gegeben. Ich that, was meine Pflicht forderte; aber von Mitleiden erfüllt, glaubte ich in die Ausübung derselben keine unnöthige Härte legen und kein rohes Benehmen beobachten zu sollen. In einem Hause, dessen Haupt verhaftet war, und wo ich den Befehl hatte, alles zu untersuchen und aufzuzeichnen, vollzog ich zwar meinen Auftrag; allein als zuletzt die nicht ungebildete Frau noch eine Schachtel hervorlangte mit den Worten: „Dies ist meine Correspondenz; es sind Briefe, die an mich gerichtet sind", und ein Blick auf zwei derselben mich ihre Aufschrift lesen ließ, stellte ich ihr dieselbe zurück und bemerkte: „Ich glaube nicht berufen zu sein, den Briefwechsel eines Frauenzimmers zu prüfen." Ich denke jetzt noch, recht dabei gehandelt zu haben, um so viel mehr, als ihr Ehemann eine unwichtigere Rolle spielte und bei der ganzen Bewegung keine anderen Geheimnisse gedenkbar waren, als daß etwa eine Magistratsperson aus Glarus oder Bünden einige Theilnahme gezeigt hätte. Ungefähr wie ich benahmen sich auch andere meiner Collegen, während ein großer Theil der Bewaffneten rücksichtslos verfuhr. Die republikanischen Verhältnisse bringen durch sich schon

eine größere Schärfe in solche Maßregeln. Die meisten glauben, selbst betheiligt zu sein, und zu der militärischen Stellung gesellt sich der Parteigeist. Viele Zürcher hielten sich von den Stäfnern in ihren Herrscherrechten verletzt, und manche Landbewohner verwünschten die Bewegungsmänner als die Urheber der Belästigungen, die jetzt auf sie gefallen waren. Rohigkeiten unterblieben nicht. In einem Privathause zerschlugen die einquartierten Officiere den Rahmen und das Glas eines kleinen Bildnisses des Pfarrers Lavater, weil dieser kurz vorher in einer Predigt und hin und wieder durch Privatäußerungen Mäßigung und Schonung nachdrücklich empfohlen. Viele Dragoner belustigten sich während des Hin- und Herreitens am Seeufer, dessen Bewohner größtentheils als Freunde der Stäfner bekannt waren, dadurch, daß sie die mit Aepfel behangenen, in die Straße hinaus reichenden Zweige herunterhieben. Dergleichen geschah noch Manches und wenn gleich der ökonomische Schaden von geringer Bedeutung war, drang die That tief in die Seele der Betroffenen. Das Benehmen kränkt oft weit mehr als die Sache selbst.

Während einer von mir gemachten kurzen Abwesenheit in der Westschweiz hatte sich die politische Stimmung in Zürich geändert. Viele sprachen noch zur Zeit meiner Abreise von der Nothwendigkeit blutiger Executionen; jetzt war die Zahl der Glieder des großen Rathes, die für eine Hinrichtung stimmten, sehr gering. Heinrich Füßli hatte durch die Zögerungen, die er in die Untersuchung brachte, wesentlich zu dieser glücklichen Abkühlung beige-

tragen. Vergossenes Blut würde bei dem nachherigen Umschwung schwere Folgen gehabt haben. Die Gährung war erdrückt, nicht gestillt, und Manche aus den äußern Gegenden, die mit Erbitterung gegen die Seebewohner erfüllt zur Execution gezogen waren, kehrten ausgesöhnt mit denselben nach Hause.

Notariatswesen und Besoldungsverhältnisse.

Am Ende des Jahres 1795 erhielt ich wieder eine kleine, aber nicht unwichtige Beamtung, die Landschreiberei Altstetten und Aesch, mit welcher auch das Actuariat bei dem Obervogteiamte verbunden war. Ungeachtet des unbedeutenden Ertrages dieser Stelle, nicht einmal hundert Gulden *), nahm ich dieselbe an, und um so lieber, weil

*) Die damaligen Besoldungen waren sehr gering. Diejenige der Stetrichterstelle betrug auch nicht hundert Gulden, obgleich Korn und Wein, aus denen der größte Theil des diesfälligen Einkommens bestand, zu jener Zeit einen höhern Werth hatten als gewöhnlich. Das Sanitätssecretariat warf etwas mehr als sechszig Gulden ab. Gleichwohl beschäftigten mich diese drei mir übertragenen Stellen so, daß mancher sich sehr angestrengt geglaubt hätte. Wegen der geringen Besoldungen war es den jüngern Staatsdienern gestattet, mehrere Stellen auf sich zu vereinigen, wenn sie sich mit einander verbinden ließen. Niedrige Besoldungen waren Staatsmaxime. Meinen mütterlichen Großvater hörte ich oft sagen: „Wer es kann, muß dem Staat umsonst dienen", und ich weiß, daß er ein weit größeres Vermögen nachgelassen haben würde, wenn er Kaufmann geblieben wäre. Er hatte niemals ein so geheißenes Amt, so nannte man die besser besoldeten Bedienungen, bekleidet. Für die höhern Stellen, auch wenn man sie ganz ungesucht erhielt, mußte eine bedeutende Summe in

mir daran gelegen war, das Notariatsfach practisch kennen zu lernen und zugleich mich mit dem ganzen Umfange der privatrechtlichen Streitigkeiten bekannt zu machen, die nicht von dem Stadt- und Vogtgerichte behandelt wurden, weil diese nur über Schuldstreitigkeiten, Miethverträge und dgl., nicht aber über Erbstreitigkeiten und noch einige andere Rechtsverhältnisse zu entscheiden hatten. Diese Landschreiberstelle war mir auch darum erwünscht, weil die beiden Standesseckelmeister, in der Regel ausgezeichnete Magistratspersonen, der Vogtei Altstetten und Aesch vorstanden. Ich übersah die große Verantwortlichkeit nicht, die nach den zürcherischen Gesetzen auf den Notaren liegt, von denen man nicht nur sagen kann, die Fehler der Väter werden an den Kindern heimgesucht bis in das dritte und vierte Geschlecht, sondern wo die Responsabilität auf die Erben übergeht, so weit als dieselben ausgemittelt werden können. Dies wirkte so auf mich, daß, eine kurze Abwesenheit ausgenommen, keine Zeile meiner notarialischen Verwaltung von einer andern Hand geschrieben wurde.

---

den Kriegsfond bezahlt und auf den Zünften den Gliedern derselben eine kostbare Mahlzeit gegeben werden. Die öffentliche Meinung hatte nach und nach die Richtung genommen, daß es beinahe für einen Schimpf angesehen wurde, wenn ein Mann von Vermögen oder Ansehen nicht Mitglied des kleinen Rathes, der aus fünfzig, oder vollends des großen Rathes war, welcher aus 212 Gliedern, jene fünfzig mit eingerechnet, bestand. Die kostbare Erwerbung hatte offenbar den Zweck, die geringeren Bürger davon abzuhalten.

Grenzbesetzung im Jahre 1796.

Das folgende Jahr verschaffte mir den Anlaß einmal zu Felde zu ziehen. Der linke Flügel der über den Rhein vorgedrungenen französischen Armee hatte in Erzherzog Carl seinen Meister gefunden, und der siegreiche Moreau (le général des retraites, wie man ihn bald nachher nannte) sah sich mit dem rechten Flügel zum schnellen Rückzuge genöthigt. Dieser wälzte sich drohend nach der nördlichen Grenze der Schweiz hin, denn die nach dem Rheine zurückeilenden Franzosen waren nicht nur im Rücken, sondern auch auf der rechten Flanke gedrängt. Eilends bot Zürich mehrere tausend Mann aller Waffen auf, und ungeachtet der sehr verbreiteten Gährung empfand jeder, belehrt durch den Jammer, den der Krieg über das nahe Schwaben verbreitet hatte, daß es sich der Mühe lohne, um jeden Preis fremde, hungrige und raubgierige Krieger von seinen vier Wänden abzuhalten. Schaffhausen, das am meisten bedroht war, rief um Hülfe, und während die inneren Cantone sich noch die Augen rieben und das Weitere erwarten wollten, griffen auch Bern und die westlichen Cantone kräftig zu den Waffen. In diesen Tagen war ich von der Kanzel für meine bevorstehende Hochzeit aufgeboten worden, und ich hätte vom Kriegsrathe die Loszählung erbitten können; aber ich würde nach meinem Sinne mich dadurch verächtlich gemacht haben, und ein Marsch an die Grenze war schon lange mein

inniger Wunsch gewesen. Ich eilte nach Regensberg, dem Hauptorte des Quartiers, dem ich angehörte. Schon in der ersten Nacht sahen wir von diesem hohen Standpunkte im fernen Schwaben Feuersbrünste auflodern. Bald traf der Befehl zum Aufbruche mit meiner Freicompagnie ein. Unsere Bestimmung war Rheinau, wohin uns, als wir bei einbrechender Nacht einzogen, die über den Canton Schaffhausen hinaus hochaufsteigenden Flammen der von den Franzosen angesteckten Orte, gleich Fackeln leuchteten.

Auch während dieser Dienstzeit überzeugte ich mich, daß der Milizofficier weit mehr zu leisten hat als derjenige, der bei regulirten Truppen angestellt ist. Hier hat jeder nur auf seine eigenen Obliegenheiten zu sehen, bei der Miliz hingegen muß der Hauptmann beständig auf die Lieutenante und die Unterofficiere seine Aufmerksamkeit richten, weil er nicht sicher weiß, welche von ihnen den Dienst verstehen oder denselben verabsäumen. Auch auf die Soldaten muß er Acht haben, so wie der Oberst immer auf die Hauptleute zu sehen hat. Daß Bestimmtheit und Vermeidung überflüssiger Worte bei Milizen durchaus nothwendig seien, beweist folgender possierlicher Vorfall. Die Officiere waren in Regensberg bei einbrechender Nacht im obern Gasthause beisammen, als Jemand den gepflasterten Weg herangeritten kam. Wir erkannten einen Ordonnanzdragoner. „Jetzt geht's los!“ rief man. Auf die Frage „woher“ antwortete der Ankömmling: „Aus dem Hauptquartier Andelfingen“; auf die zweite: „Wo ist

die Ordre?" „Ich habe keine". — „Was hat man zu Euch gesagt?" — „Ich soll schnell satteln. Ich müsse nach Niederglatt (dort war der Standort des Neuamtsquartiers) und nach Regensberg reiten." Mehrere meiner Waffengefährten waren darüber sehr entrüstet. „Er ist ein Allarmist, ein Spitzbube", hieß es, „man muß ihn in den Arrest werfen." Ich brachte es zwar dahin, daß man ihn noch fragte, was nach dem ersten Befehl geschehen sei, und obgleich der junge Mensch antwortete: „Ich habe sogleich gesattelt und bin schnell fortgeritten", dauerte das Mißtrauen fort. Ich zweifelte nicht an der baldigen Lösung des Räthsels, und nach einer halben Stunde, als bereits die Nacht eingebrochen war, ertönte es zwischen den Mauern hinauf wieder trapp, trapp, trapp, und der Befehl traf ein, der mich zum Abmarsch aufrief. Jetzt ergab es sich, daß der scheinbare Allarmist ein Unbesonnener war, den sein Diensteifer fortgetrieben, ehe er wußte, was er zu thun habe, und dem seine Obern mehr nicht hätten sagen sollen, als: „Sattle und halte dich bereit."

Bald hatte ich in Rheinau das Vergnügen, daß ein älterer Hauptmann, der lange in Frankreich gedient hatte, mir die Instruction und das Commando gern überließ, weil er sich an die neuen Manövers nicht mehr gewöhnen konnte. Ebenso erfreute ich mich des vollen Beifalls unsers Befehlshabers, des Obersten Johann Jakob Meyer, eines Mannes, der, wie zum Soldaten geboren, eine durchaus militärische Haltung hatte und auch in den folgenden Jahren die vollste Achtung der ausländischen Officiere genoß.

Nur um zu zeigen, wie leicht ein Allarm entsteht, wenn man in der Nähe des Kriegsschauplatzes ist, und wie sehr der Milizofficier von der einen Seite auf alles zu achten, von der andern nichts zu übersehen hat, führe ich zwei Ereignisse an, die hier einschlagen. Wir hatten eines Tages schon am frühen Morgen einen beinahe ununterbrochenen Kanonendonner aus der Entfernung von wenigen Stunden gehört. Nach dem Frühstück kehrte ich auf mein Zimmer im obern Stocke des Klosters, gleich über der Mühle gelegen, zurück, und beschäftigte mich mit der Comptabilität, die wegen der Unfähigkeit eines andern auch des Hauptmanns Aufmerksamkeit erforderte. Plötzlich trat der Adjutant Müller, früher Officier in Frankreich, bei mir ein. „Alle Officiere", rief er, „sind in dem Zimmer des Herrn Oberst versammelt, nur Sie fehlen!" Eilends warf ich mein Wehrgehänge über die Schulter, drückte den Hut auf den Kopf und begab mich sogleich dahin. „Hören Sie denn die nahe Kanonade nicht?" rief man mir entgegen. „Jetzt nicht mehr," war meine Antwort. „Ist sie doch ununterbrochen und sehr nahe", entgegnete man mir. Noch einmal versicherte ich, nichts dergleichen vernehmen zu können. „Was hören Sie denn?" rief mir halb unwillig ein alter Officier zu. „Nichts als die Reibe in der Mühle," war meine Erwiederung, und nun war mir die Sache klar. Noch konnten mehrere meiner Waffenbrüder sich nicht überzeugen, daß ich Recht habe. Man eilte hin, um sich selbst zu vergewissern, und es ergab sich, daß dieser Ton, der schon man-

chen täuschte, auch hier einen Irrthum veranlaßt hatte. — Am nämlichen Abend lag mir um neun Uhr die Hauptmannsronde ob. Als ich, aus dem Städtchen kommend, mich der Brücke näherte, begann auf der jenseitigen Anhöhe ein anhaltendes Plänkeln, und zu gleicher Zeit hörten wir vor dem am Ende der Brücke befindlichen Thore etwas rufen, das man wegen des Rauschens des Flusses nicht verstehen konnte. Schon zeigte es sich wieder, wie sehr Miliz der Aufsicht bedarf, denn die Kanoniere waren im Begriff, eine der mit Kartätschen geladenen Vierpfünderkanonen, die auf die Brücke und jenes Thor gerichtet waren, loszubrennen. Mir blieb nichts übrig als selbst zu recognosciren. Ich stellte Leute an die Fallbrücke und näherte mich dem äußern Thore. Hier vernahmen wir nun, daß die Franzosen, gänzlich geschlagen, ihren Rückzug schnell nach der Wutach nähmen, und die Einwohner der fürstlich schwarzenbergischen Dörfer Altenburg und Jestetten, jubelnd, dem gefürchteten Besuche entgangen zu sein, aus Freude schössen. Die Worte, welche uns diese Nachricht verkündigten, waren so unverkennbar in der Mundart der Weinländer ausgesprochen, die kein Ausländer nachahmen kann, daß kein Zweifel bleiben konnte. (Weinland heißt der Landstrich zwischen dem Irchel und der Kohlfirst.) Es waren vier zürcherische Scharfschützen, die auf der deutschen Halbinsel, dem so geheißenen Schwaben, recognoscirt hatten und jetzt, um Zeit zu ersparen, uns von dieser Seite her benachrichtigten.

Nach zwei Wochen nahm unser Feldzug ein Ende,

und mir ward das Vergnügen, die Truppenabtheilung, die zu Rheinau gelegen hatte, mit Bewilligung der damaligen fürstlich schwarzenbergischen Regierungsbehörde über deutschen Boden nach Eglisau und heim zu führen. Nach dreißig und vierzig Jahren noch habe ich Leute, die unter mir gestanden, sich mit Freude jener Grenzbewachung erinnern gehört, wo man so glücklich gewesen sei, fremde Krieger abzuhalten, die man seither sich so sehr oft auf dem Halse habe liegen lassen müssen. — Sollte nicht jedes bewaffnete Volk, das einmal den Druck und den Hohn fremder Einquartierungen empfunden hat, sein Blut und sein Leben daran wagen, diese ärgste aller Landplagen von sich fern zu halten?

Physikalisches und Lebensgefahr.

Zu den Erfahrungen meiner beschränkten militärischen Laufbahn gehört noch eine, die zwar physikalischer Art ist, doch aber hier erzählt werden mag und zwar um so viel eher, als ich von vielen österreichischen und französischen Soldaten, die ich während den Zeiten der Einquartierung darüber befragte, nicht Einen fand, der diese Beobachtung selbst gemacht, und nur von einigen derselben die Antwort erhielt, sie hätten ähnliches erzählen gehört. Am 15. August 1793 verrichtete die Collegiantengesellschaft den Garnisons- und Wachtdienst an den Festungswerken der kleineren Stadt. Es war eine sehr schwüle

Sommernacht und der Himmel bewölkt, so daß nicht Ein Stern durchblickte. Von 11 bis 12 Uhr traf mich die Reihe, auf dem nun verschwundenen hohen Walle nordwärts über der Sihlpforte, Wache zu stehen. Bei völliger Dunkelheit sah man von Zeit zu Zeit am fernen Horizonte ein schwaches Wetterleuchten, und ungefähr um halb zwölf Uhr begann es ein wenig zu regnen. Da ich ein schönes Gewehr mit einem fein gearbeiteten Schlosse hatte, das ich gerne schonen mochte, nahm ich den Kolben desselben zwischen die Füße, so daß das Bajonett gerade vor das Gesicht zu stehen kam. Plötzlich bemerkte ich einen bläulichen Feuerbüschel, ungefähr von der Länge eines Daumens, dessen Spitze auf derjenigen des Bajonetts aufstand, von welchem er sich in der Gestalt eines spitzigen Winkels aufwärts ausdehnte und dann mit ganz schwachem Uebergange in der Finsterniß sich verlor. Ich begann verschiedene Versuche zu machen, und nahm das Bajonett ab, um dieselben desto freier und auf verschiedene Weise fortsetzen zu können. Hielt ich das Bajonett gerade in die Höhe, so stand auch der Feuerbüschel umgekehrt auf demselben; senkte ich das Bajonett, so richtete er sich dennoch beständig aufwärts, wurde aber immer kleiner und verlor sich gänzlich, wenn dasselbe der horizontalen Lage sich näherte. Hielt ich das Bajonett wieder allmälig in die Höhe, so bildete auch der Feuerbüschel sich aufs neue, und machte ich die Bewegung schnell, so war er augenblicklich vorhanden. Ich beschäftigte mich mit meiner Wahrnehmung, bis ich die Ablösung sich nähern hörte

und nun setzte ich schnell mich in Verfassung, ließ mich ablösen und wartete auf der Wachtstube, ob von Jemand anderem etwas ähnliches zur Sprache gebracht werden würde. Es dauerte nicht lange, so kam die Kunde, eine Schildwache, die auf der Bastion Katze (im jetzigen botanischen Garten) gestanden war, habe sich kurz vor 12 Uhr der nächsten Schildwache genähert und sich beklagt, sie habe Feuer auf ihrer Flinte gesehen. Der Mann sei hierauf abgelöst worden und man spotte seiner. Jetzt trat auch ich auf und erzählte meine Beobachtung. Auf einer andern Seite der Stadt hatte der in Zürich als Naturforscher bekannte Leonhard Schultheß das Nämliche wahrgenommen. Ich habe seither theils während der Zeit, wo ich an der Schanze der größern Stadt wohnte, auf dem höchsten Walle, später auch an andern Stellen, mit dem nämlichen Bajonett denselben Versuch in schwülen Sommernächten gemacht, aber niemals wollte das Phänomen wieder erscheinen.

Sobald ich von meinem Feldzuge wieder nach Hause zurückgekehrt war, hielt ich meine Hochzeit, die, wie es damals üblich war, ohne Prunk und Begleitung geschah, und an welche sich eine kleine Reise schloß. Nach einigen Monaten war es nahe daran, daß diese Verbindung wieder auf Schrecken erregende Weise gelöst worden wäre. Geschäfte führten mich am 23. März 1797 nach Weiningen. Sogleich wurde mir angezeigt, während der Nacht sei Feuer in einem Hause des untern Dorfes ausgebrochen, aber durch schleunige Hülfe gelöscht worden. Sobald das

dringlichste beendigt war, eilte ich nach der Brandstätte, wohin der erste Beamte (Untervogt) und noch einige Männer mich begleiteten. Man führte uns eine Treppe hinauf, ich wandte mich links und nun hörte jedes Bewußtsein, das bis auf jenen Augenblick mir jetzt noch deutlich ist, gänzlich auf. Dasselbe beginnt wieder im Schlosse zu Weiningen. Ich befand mich, als ich zur Besinnung kam, zu Bette. Neben demselben stand ein Bekannter, den ich anredete: „Ammann, was ist's?" „Sie sind ein wenig gefallen (ä chli g'falle)", war die Antwort, die mir jetzt noch in den Ohren klingt. Zwei volle Stunden waren mittlerweile verflossen, denn mein Fall geschah kurz vor eilf Uhr und meine Besinnung kehrte nach ein Uhr zurück. Ein morsches, vielleicht angebranntes Brett war unter mir gebrochen, ich stürzte, den Kopf voran, auf den Feuerherd, Blut floß aus meinem linken Ohr, ich gab kein Zeichen des Lebens von mir und wurde, mit einem Leintuche gedeckt, nach Hause getragen. Der Dorfarzt machte einen Aderlaß, den einzigen, der in meinem Leben an mir vorgenommen wurde, von dem ich aber nichts weiß und man brachte mich zu Bette. Nach meinem Aufwachen wollte ich sprechen, aber mir standen nur wenige Worte zu Gebote. Allmälig fing ich wieder zu denken an. Ich wußte, daß ich mehrerer Sprachen mächtig war und daß ich vieles aus denselben auswendig gelernt hatte; aber ich war nicht fähig, mir auch nur ein einziges Wort aus einer fremden Sprache zu vergegenwärtigen. Nur die ins Deutsche aufgenom-

menen Fremdwörter fielen mir ein, und auch in der Muttersprache verwechselte ich in den ersten Tagen verwandte Ausdrücke. Meine Mutter und meine Gattin waren schon des Nachmittags angekommen. Ich soll die erstere Tante, die Zimmerthüre Porte genannt haben u. s. f. Allmälig kehrte die Erinnerung zurück. Man erzählte mir, was geschehen sei und ich fühlte, daß ich sehr geschwächt mich befinde. In der zweiten Nacht, ungefähr nach zehn Uhr, setzten sich zwei Eulen auf die zunächst hinter dem Hause stehende Scheune, und begannen ihre Klagetöne, was an dieser Stelle etwas ganz Ungewöhnliches war. Ich hörte im Vorsaale eine Frau zum Stubenmädchen sagen: „Jetzt stirbt er gewiß; denn Niemand weiß davon, daß der Heuel (die Eule) so nahe geschrieen hat.“ Nun wachte mein Nachdenken und mein Haß gegen jeden Aberglauben auf, und ich erinnere mich sehr gut, daß ich ganz von dem Gedanken eingenommen war: wenn du nur nicht stirbst, sonst werden die Thörinnen in ihren Vorurtheilen noch mehr bestärkt. Täglich ging es nun etwas besser. Am dritten, vierten und fünften Tage tauchten auch die fremden Sprachen in meinem Kopfe wieder auf. Am 5. April spazierte ich zum ersten Male, und am 8. kehrte ich nach Zürich zurück. Das Gerücht hatte sich verbreitet, es sei in meinem Kopfe nicht ganz richtig und dies hatte die Folge, daß auch entfernte Bekannte auf der Straße mich anredeten und sehr aufmerksam auf jedes meiner Worte achteten. Bei meiner ersten Erscheinung im Sanitätsrathe ließ sich der mir zugethane alt Rathsherr und

Archiater Caspar Hirzel von mir das Vorgegangene und die Weise erzählen, in der mein geschickter rationeller Hausarzt Rudolf Zundel mich behandelt habe. Er schüttelte den Kopf und sagte: „Viele hätten Sie trepanirt. Wenigstens hätte der Kopf rasirt und mehrere Vorsichtsmaßregeln gebraucht werden sollen. Schon mancher ist nach einem solchen Falle wieder aufgestanden, aber dann ist nach kurzer Zeit ein Schlagfluß und ein schneller Tod erfolgt." Sein neben ihm stehender Sohn fand vermuthlich diese Aeußerung etwas stark; er wollte mich beruhigen und sagte: „Sie müssen das meinem Vater nicht übel nehmen; er hat nach seinen Erfahrungen gesprochen." Ich versicherte ihn, daß ich hievon überzeugt sei, und weil ich nie ängstlich war, so machte ich mir einen Spaß aus dem Befinden dieser beiden Männer, die allerdings geschickte Mediciner, aber keine Psychologen waren. Mein Arzt und andere Männer sagten mir, ich werde mich während dieses Sommers vor strengen und anhaltenden Arbeiten hüten müssen; allein gerade dieses Jahr war eines der beschäftigsten meines Lebens. Gleichwohl fühlte ich nie irgend eine Schwäche von diesem Falle, nur empfand ich viele Jahre lang, wenn ich mich auf das linke Ohr legte oder unter demselben eine Mütze festband, einen Schmerz, als wäre ein Knöchelchen gebrochen und dringe stechend in den Gehörgang ein.